DER

MARIENBOTE



Zeitschrift
für die
katholische
Familie

10c

REGINA, SASK. JULY, 1938



MARIENBOTE

Zeitschrift für die katholische Familie

Vl Jahrgang | **Juli 1938** | **Bd. 6, Nr. 8**



Subscription Price

A year in advance....................................$1.00
Single copies 10c
Club rate, 25 copies..............................$1.50
Foreign, per year $1.25

Advertising Rates
On application to Business Manager.

Checks and Money Orders
should be made payable to
DER MARIENBOTE.

Change of Address
Both old and new address should always be given at least two weeks before publication.

Manuscripts
submitted to the editor should be typewritten. Unsolicited material cannot be returned unless accompanied by postage.

TRIAL COPIES
Sent free on request to all prospective subscribers.

Renewal
Renewal of subscription remitted after the 25th of the month will be entered only in the following month.

INHALT

DAS KREUZCHEN .... Metz. Volksblatt
DANK DER GOTTESMUTTER..................... Anonym
PAUL, BET' EIN VATERUNSER .... Ferd. Silbereisen
EINE LOHNENDE EISENBAHNFAHRT .... Reimmichl
IHR BLUT DEM KOENIG .... Kath. Kirchenblatt
SAN MINIATO .... Gedicht
DER KUERZESTE WEG ZUM HIMMEL .... M. V. B.
SCHNURREN UND SCHNACKE.......... Hannes Zaunkönig

★

CONTENTS

PLAIN TALKS WITH YOUTH .... Sunday Visitor
CANADA'S BLACKEST BLOT .... Bishop Breynat, O.M.I.
MOTHER EDWARDINE'S WAY................. Ethel King
FATHER WAKEFIELD'S CHOICE .... White Father
ALL FURRINERS ARE CRAZY................ Scott Corbett
ABOUT POPES .... Selected

★

ZEITSCHRIFT FUER DIE KATHOLISCHE FAMILIE

DER MARIENBOTE, a monthly family magazine, edited and published with ecclesiastical approbation by the Oblate Fathers at

* * * *
* * * *

THE MARIAN PRESS

924 Victoria Ave. Regina, Sask.

Editor: Rev. Jos. S. Heidt, O.M.I.

Business Manager: Rev. Hugo Loran, O.M.I.

DAS KREUZCHEN

Es ist modern geworden, das Kreuzchen, wieder modern. Unsere Grossmütter haben es einst getragen, und über dem Brokat und Spitzengeriesel sorgsam überlieferter Trachten leuchtete in Granat oder zierlichem Filigran das Kreuz auf der Brust. Sonst sah man es selten, bis vor nicht langer Zeit das Kreuzchen salonfähig ward. In Silber und Gold, in leuchtenden Halbedelsteinen, gehämmert und ziseliert, schmückt es wieder unsere Mädchenwelt. So viele Kreuzchen begegnen uns Tag für Tag, so viele Mädchenherzen pochen unter dem Schmuck des Kreuzes. Es ist ein schönes Bekenntnis, das Kreuz als Schmuck zu tragen, der sagt: ich bin Christ und glaube an Christus, den Gekreuzigten! Mag man ihn schmähen und verspotten, ich halte dem Herrn die Treue. Ich lebe in der Hoffnung und der Kraft und der Macht des Kreuzes! Welch ein stolzes, und doch mädchenhaft feines, offenes Bekenntnis zu Christus dem Herrn! Es wäre ein herrliches Credo, wenn unsere ganze katholische Mädchenwelt offen und ohne Scheu, froh und bewusst das Kreuz als Schmuck trüge, als Kennzeichen gegenseitigen Schwesternseins, Einsseins im Glauben und in der Hoffnung, eins in der Bejahung des Kreuzes.

Vergessen wir aber nicht, das Kreuz verpflichtet auch! Wer das Kreuz trägt und sich als Christ bekennt, übernimmt damit die Verpflichtung, als Christ auch zu leben, schon in der äusseren Erscheinung. Kreuz und ganz tiefer Ausschnitt passen nicht zusammen. Kreuz und rückenfreier Badeanzug passen nicht zusammen! Kreuz und herausforderndes Benehmen passen nicht zusammen! Kreuz und feile Witze und flirten passen nicht zusammen! Kreuz, Lüge und Koketterie passen nicht zusammen! Das ist Verhöhnung des Kreuzes! Man mag Schmuck tragen wie man will, seien es Herzen oder Blumen oder Tierminiaturen, das bleibt Schmuck, nur Schmuck. Das Kreuz aber ist mehr, und darum fordert es auch mehr. Wer diese Forderung nicht erfüllen kann oder will, greife nicht zum Schmuck des Kreuzes. Es wird durch ihn kein Bekenntnis, sondern Lästerung, Entwürdigung dessen, was uns Sinnbild des Heiles für alle Welt geworden ist. Das Kreuzchen als Schmuck wird für jeden zu einem Fragezeichen um die Trägerin. Wo ein Kreuzchen aufschimmert und keine Mädchenwürde herrscht, fühlen wir das Unechte, die Disharmonie zwischen Kreuz und Mensch. Wo ein Kreuzlein leuchtet und edle Mädchenart es trägt, froh und frisch und rein, da fühlen wir die Bewusstheit christlichen Lebens, fühlen, dass es nicht nur Schmuck ist, sondern Bekenntnis, Erleben, gelebtes Gebet.

Der Dichter Torquato Tasso rät seinem Freund: Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an! Ja, was sich ziemt! Kreuz und leben gegen die Forderung ziemt sich nicht! Wer das Kreuz trägt, vor dem muss der andere Mensch Achtung haben können, auch wenn er kein Christ ist; er muss durch sein Wesen, seine Haltung einfach diese Achtung erzwingen können, sonst ist das Kreuz verfehlt am Platze. Wer Christi Bild trägt, darf nicht nach dem Bild der Welt leben. Es ist schön, dass gerade heute wieder das Kreuz getragen wird. Es sol die Antwort sein auf die Frage: Wie lange noch Christentum? Wir sollen die Antwort täglich mit dem Kreuze geben: solange unser Herz schlägt! Aber geben wir diese Antwort ernst, bewusst, gelebt und bekenntnisfroh, dann wird es erst zum Credo, zum stolzen, sieghaften Lied unserer Jugend.

Wenn so jedes katholische Mädchen das Kreuz als Schmuck seiner jungen Jahre trägt, dann wird der Glaube durch diese Jugend einen neuen Frühling feiern, vor dem alles verblassen muss, was uns sonst an Blüte und Duft erfreuen kann.

Das Kreuz ist wieder salonfähig als Schmuck! Freuen wir uns darüber, aber helfen wir mit, dass es lebendig wird im Herzen eines jeden Mädchens, das es trägt, damit diese neue Mädchenjugend zur Kraftquelle wird für die heiligen Ströme, die ein ganzes Volk befruchten und lebendig erhalten mit den Wassern aus der Höhe, ohne die es verkümmern und verdursten muss. Tragen wir das Kreuz in diesem Sinne hinein in die Tage und den Kreis der Menschen, die um uns sind als ein unentwegtes, frohes und hellgesungenes: Credo in unum deum!

Katholisches Mädchen! Trägst du ein Kreuz als Schmuck und wie trägst du es?

———o———

MORGENGEBET

Herr! Gib in Gnaden,
Dass dieser Tag
Mir gelingen mag.
Wend allen Schaden
Von meinen Pfaden.
Segne meine Mühe
In Stunden der Frühe.
Stärke meine Hände,
Herr, bis ans Ende,
Dass mein Werk auf der Erde
Dir ein heilig Opfer werde.

———o———

Unser täglich Brot / P. W. Menke.

Am freien Wald, ein schützend Haus,
Gebräunte Ställe — schiefer übermoost.
Die Scheunentüre breitet ihre Arme aus
Und Birken halten Wacht, von Tannen sanft umkost.

Auf weiten Feldern ringsumher
Wogt Weizen, Hafer, Korn — ein Meer.
Im Kampe grast die bunte Zucht,
Die Bienen schwirren in der Sonne Glut.
Die Gäule ziehen schweißbedeckt die erste Frucht,
Die Erde opferte zum täglich Brot ihr reinstes Blut.

Der Dank der Gottesmutter

SINNEND steht Liesel am Fenster ihres Stübchens und schaut auf die vielfarbene Blumenpracht des Gartens. Die liebe Mutter hatte gut gesorgt, dass er auch bei rauhem Wetter blumenreich war. Schwere Tränen tropfen aus Liesels Augen, wie immer, wenn das Verlangen nach der toten Mutter überstark in ihr wurde . . . . War wirklich schon ein Jahr vorbei seit ihrem Tode? Liesel meinte, es sei erst gestern gewesen, dass sie zuletzt mit der Mutter im Garten Blumen schnitt. Immer wieder hatten sie die Blüten zur Kirche getragen zum Schmuck des Marienaltars. So hatte die Mutter es stets gehalten: die schönste Blumenzier des Gartens gehörte der Himmelsmutter. — "Und wir?" hatte der Vater oft gefragt, "warum die vielen Blumen in die Kirche?" — "Haben wir nicht doppelte Freude, wenn wir helfen, den Marienaltar schmücken?" hatte die Mutter entgegnet. "Freu dich doch mit uns!" bat sie dann jedesmal. — "Ich freu mich an dir!" Ja, so hatte der Vater geantwortet, die Mutter an sich gezogen und sie geküsst.

O, heute wusste Liesel, warum die Mutter so seltsam ernst blieb, und was sie wollte mit dem besonderen Anliegen beim Abendgebet.

Seit die Mutter tot war, ging der Vater nicht mehr zur Kirche. Nicht nur das, er duldete kein Gebet mehr zu Hause. Als Liesel gestern frische Blumen an ihr schönes geschnitztes Altärchen stellen wollte, war der Vater in ihr Zimmer gekommen und hatte ihr streng den "Firlefanz" verboten, die Blumen seien dafür nicht da. — "Aber mit der Mutter habe ich doch immer mein Altärchen schmücken dürfen", hatte Liesel weinend gesagt. Und der Vater: "Dann hätte die Gottesmutter uns die Mutter lassen sollen." Mit lautem Türzuschlagen hatte er sie allein gelassen.

Ganz trostlos hatte Liesel sich weinend aufs Bett geworfen, ihr gequältes Herz wusste keinen Rat. Sie hatte der Mutter in den kurzen Tagen ihrer Krankheit fest versprechen müssen, immer ihren kleinen Marienaltar zu zieren, immer die schönsten Blumen in die Kirche zu bringen.

"Vergiss es nicht, mein Kind, vielleicht wird dich niemand daran erinnern. Bete viel, vielleicht hilft Vater dir eines Tages."

Jedes Wort der Mutter war in ihr Herz eingebrannt. Wie sollte sie nun ihr Versprechen halten? Wenn wenigstens die Haushälterin ihr helfen würde! Die hatte schon oft gelacht, wenn Liesel, wie sie es gewohnt war, laut bei Tisch beten wollte. Erst hatte der Vater geschwiegen, später lachte er auch, wenn Liesel etwas vom Beten oder vom Kirchgang sagte. — —

Liesel schreckt aus ihrem Sinnen auf. Sie hört Schritte im Garten, eilt ans Fenster. Sie sieht, wie der Vater einen grossen Blumenstrauss pflückt und ihn der Haushälterin gibt, die mit lustigem Trällern ins Haus geht, wiegende Zweige mit Buschrosen im Arm, in der Hand duftende Nelken und allerlei bunte Blumen. Sicher will sie die Blumen mitnehmen, sie will heute Abend in den Nachbarort zu Besuch fahren. Liesel kommen die Tränen. Sie darf ihren kleinen Altar nicht mehr schmücken, wie bald wird der Vater ihr auch das Blumenbringen in die Kirche verbieten. Die Haushälterin wird ihm schon zureden.



Ihr Entschluss steht fest, noch heute Abend wird sie Blumen zur Kirche tragen. — Frühzeitig wird Liesel zu Bett geschickt, die Haushälterin ist fort, der Vater will an seinen Stammtisch.

Besorgt sieht er auf das Kind, dessen merkwürdig erregtes blasses Gesicht ihn beunruhigt.

"Soll ich hier bleiben, fehlt dir etwas?" fragt er beim Gutnachtkuss.

"Nein, nein, ich bin nicht bang, mir fehlt auch nichts. Ich bin ja nicht allein im Hause," antwortet Liesel hastig.

Oben in ihrem Stübchen bleibt Liesel mit klopfendem Herzen stehen, lauscht aufmerksam, bis unten die Haustüre ins Schloss fällt. Ganz tief atmet Liesel auf, wirft einen Blick auf das Bild der Mutter, die lieb auf sie niederlächelt. "Ich halte mein Versprechen, Mutter, ich halte es," flüstert sie, während sie die Treppe hinunterhuscht. Dass nur die Leute von oben sie nicht sehen! Schnell in den Garten!

Dort pflückt sie in heftiger Erregung wahllos Blumen. Sie achtet nicht, dass viele noch ganz in der Knospe sind. Nur viel, viel muss sie haben! Wer weiss, ob nicht morgen schon der Vater das Pflücken verbietet, dann kann sie ihr Versprechen nicht mehr halten, nicht mehr der lieben Gottesmutter einen Gruss ihres toten Mütterchens bringen.

Das Gartentürchen ist verschlossen, sie eilt leise durch das Haus, quer über den Marktplatz zur Kirche. Es ist dämmerig dort, menschenleer. Froh geht Liesel zum Marienaltar, legt ihren Blumengruss hin, kniet nieder. In ihrer grossen Erregung findet sie kein passendes Gebet, halblaut stammelt sie: "O, liebe Mutter, mach doch, dass — der Vater mich Blumen pflücken lässt für dich. — Ich darf auch nicht mehr laut beten bei Tisch — und mein Altärchen nicht mehr schmükken. Hilf doch, bitte — ich will auch so brav sein, als wenn — als wenn du — —" Nun geht es nicht weiter, sie schluckt heftig, macht hastig das Kreuzzeichen und verlässt die Kirche.

(Fortsetzung auf Seite 11)

„PAUL, BET' EIN VATERUNSER"

Dem Leben nacherzählt
von
Ferdinand Silbereisen

VOR ungefähr 40 Jahren besuchte ich eines Tages eine Irrenanstalt in Mitteldeutschland. Dabei begegnete mir etwas, was ich sicher mein Lebtag nicht vergessen werde. Während ich nämlich in Begleitung des Irrenarztes durch die hohen, langen Gänge wandelte, erscholl aus einem Zimmer der laute bittende Ruf: "Paul, bet' ein Vaterunser!" — Und gleich darauf begann eine schöne kräftige Männerstimme langsam und deutlich ein Vaterunser zu beten.

"Hier können wir schon eintreten", sagte der Arzt und öffnete die Tür. Auf dem Boden kniete ein junger, gutgekleideter Mann und betete, gegen ein Kruzifix gewendet, eben den Schluss des Vaterunsers. Dann stand er auf und grüsste uns mit ausgesuchter Höflichkeit. Ich muss gestehen, selten habe ich einen so schönen jungen Mann gesehen, wie ihn. Hoch und schlank gewachsen, mit feinen durchgeistigten Zügen und einem flammenden Augenpaar verband er die denkbar feinsten Manieren. Kein Mensch hätte in diesem Augenblick einen Geisteskranken in ihm vermutet. Jedes seiner Worte verriet den Mann der Wissenschaft. Erst beim Abschied trat mir das Schreckliche seiner Lage wieder zum Bewusstsein, denn er trat hastig auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte, indem er mich mit unaussprechlicher Wehmut anblickte, so bittend und dringend wie eine besorgte Mutter oder liebende Braut: "Paul, bet' ein Vaterunser!"

Wir verliessen das Zimmer, um die anderen Sehenswürdigkeiten der riesigen Heilanstalt in Augenschein zu nehmen, doch ich muss gestehen, ich konnte den sonderbaren Vorfall nicht mehr aus dem Sinn bringen. Merkwürdigerweise heisse ich auch Paul und die Aufforderung zum Gebete war bei mir schon angezeigt, denn ich hatte über meinem Studium auch das Beten vergessen und es war schon lange, dass ich das letztemal ein Vaterunser gebetet hatte. Seit jenem Tage aber betete ich es wieder und betete es oft. Ich wiederhole es in ernsten schweren Stunden, wenn mich Traurigkeit und Verzagtheit beschleichen wollen; ich betete es auch an sonnigen Tagen, wenn unerwartetes Glück mich stolz und übermütig machen wollte und jedesmal habe ich viel Trost und grosse geistige Kraft daraus gezogen.

Doch ich vermute, der geneigte Leser möchte vor allem die Geschichte jenes Geisteskranken hören. Wie kam es denn, dass dieser prächtige, hochgebildete Mann plötzlich den Verstand verlor und weshalb wiederholte er denn beständig die Bitte um ein Vaterunser? Seine Geschichte verdient in der Tat unser volles Interesse.

Paul Kühne war ein geborener Hamburger, sein Vater war ein reicher Kaufmann, er selbst wollte Arzt werden. Mit vielen Talenten verband er einen grossen Fleiss, somit konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Mit Auszeichnung erwarb er sich mit fünfundzwanzig Jahren den Doktorgrad und war in einem Alter, wo andere sich mit einer bescheidenen Anfangsstellung begnügen müssen, schon Direktor eines grossen Krankenhauses in Berlin. Allgemein erwartete man Grosses von ihm; alle Wege standen ihm offen und manche vornehme Mutter hätte es sich zur Ehre angerechnet, ihn als Schwiegersohn begrüssen zu dürfen. Doch er hatte seine Wahl schon getroffen. Anna Wilke, das schönste und bravste Mädchen der Hauptstadt, war seine Braut. Sie war ein Waisenkind, die Tochter eines Arztes, reich und hochgebildet und lebte bei ihrer Tante Sophie, einer Geheimratswitwe.

Braut und Bräutigam waren katholisch; doch während Anna den Glauben ihrer Kindheit treu bewahrt hatte, war Paul mit den Jahren ein vollständiger Atheist geworden. Er besuchte längst keine Kirche mehr, betete das ganze Jahr kein Vaterunser, ja er glaubte nicht einmal mehr an das Dasein Gottes und an das Fortleben der Seele nach dem Tode. Jede Religion erschien ihm als Pfaffentrug, ersonnen um schwache Geister am Gängelband zu führen. Dabei war er in den Augen der Welt ein Ehrenmann; er erfüllte seinen Beruf gewissenhaft, tat in allem seine Pflicht und niemand konnte ihm das Geringste nachsagen.

Seine Braut liebte er wegen ihrer Schönheit und natürlichen Anmut. Dass sie viel betete, fleissig zu den Sakramenten ging und viel Almosen gab, zumal an verschämte Hausarme und an arme Kinder, belächelte er zwar, tadelte es aber nicht. Er meinte vielmehr, einem Mädchen stehe eine gewisse Religiosität ganz gut an, nicht aber ihm, dem eleganten, hochgebildeten Weltmann. Er war über solche Dinge erhaben. Anna ihrerseits hatte geraume Zeit keine Ahnung von der Glaubenslosigkeit Pauls. Seine Gestalt, sein ganzes Auftreten und Benehmen gefielen ihr und in ihrer Gutmütigkeit glaubte sie, Paul sei der beste Mensch von der Welt, dem sie getrost die Hand zum Bunde reichen könne. Sie verlobte sich mit ihm; in einem halben Jahre sollte die Trauung stattfinden.

Paul kam nun häufig zu Besuch; doch je näher er seine Braut kennen lernte, desto klarer erkannte sie zu ihrem Schrecken, dass er vollkommen ungläubig sei. Noch wusste sie nicht, wie tief sein Unglauben wurzle; daher hoffte sie, ihn noch leicht auf bessre Wege führen zu können. Sie bat ihn, am kommenden Sonntag mit ihr in die Kirche zu gehen. Er ging mit, schämte sich aber, auch nur die Hände zum Gebete zu falten, geschweige denn niederzuknieen.

Anna fing an, fleissig für den Verirrten zu beten und opferte alle ihre guten Werke und geheimen Almosen für ihn auf. Eine Besserung sah sie leider nicht. Er muss auch beten, dachte sie; auch, wenn ich ihn nur dahin bringen könnte, ein einziges andächtiges Vaterunser zu beten; vielleicht erwachte dann mit einem Schlage der Glaube seiner Kindheit wieder. "Paul, bete ein Vaterunser!" sagte sie wiederholt zu ihm, wenn er sie und ihre Tante besuchte. Doch er hatte für so eine Bitte nur eine wegwerfende Geste oder ein spöttisches Lächeln.

Eines Abends besuchten sie zusammen einen Ball. Anna erschien in feinem, doch recht wohlanständigem Kleide. Alles huldigte ihr als der reichsten und schönsten Braut, doch sie selbst fühlte in ihrem Herzen eine eigentümliche Traurigkeit. Sie wusste sich die Sache nicht zu erklären und gestand auch Paul, dass eine geheime Angst auf ihr laste. Es sei ihr, als stehe ihr etwas recht Schweres und Schreckliches bevor. Er such-

te ihr die Sache auszureden; umsonst. Endlich sagte er: "Komm, geh heim! Du bist heute nervös und abgespannt und bedarfst der Ruhe. Sobald du gehörig ausgeschlafen hast, wirst du sehen, dass alle deine Angst nur eine leere Einbildung war."

Er begleitete sie und ihre Tante nach Hause. Beim Abschied wiederholte Anna: "Paul, mir ahnt etwas Entsetzliches. Ich weiss nicht, was es ist. Entweder wird mir oder dir etwas Furchtbares begegnen. Paul, bete ein Vaterunser!"

"Kind, geh ins Bett und ruhe aus!" war seine Antwort.

Da ergriff sie ihn bei der Hand, sah ihm tief in die Augen und flehte so bittend, so dringend: "Paul, du wirst sehen, es geschieht heute Nacht noch etwas Furchtbares! Paul, bete ein Vaterunser!" — — —

Er riss sich los und eilte fort. In seiner Wohnung angekommen, fragte er sich wirklich, ob er nicht doch ein Vaterunser beten solle, wenigstens seiner Braut zuliebe, um ihr beim nächsten Besuche mit dem Eingeständnis eine Freude machen zu können. Schon faltete er die Hände zum Gebete, da liess er sie wieder sinken. Er schämte sich vor sich selbst; es kam ihm zu kindisch vor, wie ein Knabe die Hände zu falten und ein Gebetlein herzusagen, das er als Kind von der Mutter gelernt hatte.

Unzufrieden mit sich selbst, warf er sich aufs Bett. Schwere Gedanken bestürmten seine Seele. Endlich schlief er ein. Im Traume sah er seine Braut; sie stand mit ihm am Traualtar. Er wollte ihr gerade die Hand zum ewigen Bunde reichen — da plötzlich stand ihr Kleid, ihr Haar, ihr Leib in hellen Flammen. "Paul", rief sie mit gellender Stimme. "Paul, bet ein Vaterunser!" — —

Entsetzt sprang er auf und schaute um sich. Er meinte, seine Braut müsse da sein. Er hatte sie doch rufen hören, so klar, so deutlich, nicht wie im Traume, sondern in wacher Wirklichkeit. Mit dem Schlafe war es nun vorbei. Zentnerschwer lastete es auf seiner Seele.

Was tun? Beten, ein Vaterunser beten?.... Nein, das kann, das will er nicht! — — Er eilte in sein Krankenhaus und macht sich bei einigen Schwerkranken einige Stunden lang zu schaffen. Doch die Ruhe will nicht in seine Seele zurückkehren. Er wusste nicht, wie ihm war; so einen unruhigen Zustand hatte er noch nie gehabt.

Zuletzt eilte er hinaus vor die Stadt und ging im Park eine Stunde und zwei spazieren. Beim Anbruch des Tages traf ihn dort ein Freund. Dieser war erstaunt, ihn so aufgeregt zu sehen. Paul erzählte ihm den Traum. Der Freund lachte. "Solche Sachen kennt man ja," entgegnete er mit scheinbar sorgloser Miene, "aufgeregte Nerven, ein Spiel der Phantasie, die Folge von Ueberanstrengung, Freund, du bist müde und leidest an nervöser Ueberreizung infolge Ueberarbeitung. Komm mit mir in meine Bude, dort steht eine Flasche Champagner. Die leeren wir miteinander auf dein Wohl; dann wird's dir bald leichter ums Herz sein!"

Paul ging mit. Er dachte nicht ans Trinken; er wollte bloss nicht länger so einsam und verlassen sein. Der Freund schenkte ihm ein volles Glas ein, stiess an und tat alles Mögliche, ihn zu erheitern.

Schliesslich, da alles nichts helfen wollte, sprach er zu ihm: "Paul, das Beste ist, du gehst sofort ins Haus deiner Braut. Du wirst sehen, es fehlt rein gar nichts. Und dieser Anblick wird dich am ehesten wieder beruhigen!"

Ja, so will er's machen. Er eilt fort, kommt zum betreffenden Haus und drückt an der elektrischen Klingel. Er muss auffallend lange warten; endlich kommt der Hausdiener und öffnet langsam die Tür. Er sieht den Herrn Doktor befremdet an.

"Komm ich wohl zu früh?" fragt Paul.

"Im Gegenteil, wir haben die halbe Nacht auf Sie gewartet, haben in Ihre Wohnung, ins Krankenhaus, überall hingeschickt, doch Sie waren nirgends zu finden."

"Warum, was ist geschehen?"

Der Hausdiener zuckte die Achseln. "Gehen Sie nur hinauf ins Zimmer Ihrer Braut, Sie werden es dann schon sehen!"

Wie wahnsinnig stürmte Paul die Treppen hinauf. Vor dem Wohnzimmer begegnete ihm Tante Sophie; sie war totenbleich, die Augen rot vom Weinen.

"Tante, was ist geschehen?" rief Paul. Diese glaubte einen Wahnsinnigen vor sich zu sehen und wollte ihn in ihr Zimmer ziehen, ihn zu beruhigen und durch einige aufklärende Bemerkungen schonend und liebevoll auf das Geschehene vorzubereiten. Doch er stiess sie zur Seite und rannte ins halbgeöffnete Schlafzimmer seiner Braut. Da lag auf dem Bette eine mit einem grossen weissen Tuch zugedeckte Gestalt. Nebenan war ein Tischchen mit einem Kruzifix und zwei brennenden Kerzen. Die Fenster waren geöffnet und dennoch erfüllte ein eigentümlicher Geruch wie von einem verkohlten Gegenstande das Zimmer.

Paul eilte auf das Bett zu und riss die Decke weg.. Da lag mit verbranntem Haar, mit schrecklich zugerichtetem Gesicht und schwarzverkohlten Händen seine tote Braut! Ein Schrei, mehr dem Stöhnen eines tödlich verletzten Tieres als dem eines Menschen gleichend, entrang sich seiner Brust. Mit beiden Händen fuhr er sich in die Haare, dann brach er wie tot zusammen am Totenlager seiner Braut . . .

Was war geschehen?

Anna hatte sich, müde und aufgeregt wie sie war, im vollen Ballkleid aufs Bett gelegt. In unruhigem Halbschlaf stiess sie die auf dem Nachttischchen stehende Petroleumlampe um. Im Nu stand ihr Kleid und ihr Bett in hellen Flammen. Sie rief um Hilfe; die Tante und die Dienstmagd eilten erschrocken herbei und erstickten durch nasse Tücher das Feuer. Man schickte nach Paul und dem Priester. Paul war nirgends zu finden. Der Priester kam und hatte gerade noch Zeit, der furchtbar zugerichteten Patientin die heiligen Sterbesakramente zu spenden. Ihr letzter Seufzer galt dem armen Paul; sie opferte ihr junges Leben auf für seine Bekehrung.

Und Paul selbst?

Er lag geraume Zeit bewusstlos da und als er endlich die Augen aufschlug, war es in seiner Seele Nacht. Eine gläubige Seele hält sich in jeder noch so schweren Prüfung aufrecht. Sie hat einen Stab und eine Stütze an Gott, fügt sich in seinen heiligen Willen und hofft auf ein besseres ewiges Leben. Dem unglücklichen glaubenslosen Doktor fehlte dieser Halt; er hatte sich für einen "starken Geist" gehalten, doch zur Zeit der Heimsuchung brach er zusammen wie ein geknicktes Rohr. Nun weilt er im Irrenhaus und wiederholt Tag und Nacht den Ruf: "Paul, bet' ein Vaterunser!" . . .

Eine lohnende Eisenbahnfahrt

Erzählt von Reimmichl

IN das von Fremden viel besuchte Arzental war eine Bahn gebaut und vor acht Tagen mit grossem Pomp eröffnet worden. Selbstverständlich drehte sich in diesen Tagen das Talgespräch nur um die neue Bahn. Es wurde viel hin- und herdisputiert, ob sich der Dampfstellwagen wohl rentiere, ob man auch im Winter fahre, ob man nicht am End gar noch durch den hohen Gleirer ein Loch bohre und durch das Finkental hinaus an die Hauptstrecke anschliesse usw. Die unglaubwürdigsten Gerüchte über die neue Bahn verbreitete der Hechten Much (Michael) von Untermatzberg, der ein Lugenbeutel und Eulenspiegel von Profession war. Wenn irgendwo im ganzen Landgericht ein speckfetter Bär herumgetragen wurde, so hatte ihn unfehlbar der Hechen Much aufgebunden, sowie auch alle Aufsitzer und Ulkgeschichten am Hechten Much ihren Stifter hatten.

Eine Woche nach Eröffnung der neuen Bahn sass der Much mit dem Schippen Ander beim Stanglwirt in Untermatzberg. Der Schippen Ander war ein lediger Bauer von der Matzleiten, ein abgesagter Feind jeder anstrengenden Arbeit und ein dicker Freund aller Wirte landauf, landab, bei denen sein mageres Bergerhöfl schon zu drei Vierteilen auf Kreide stand; nebenbei hatte der Ander einen hohlen Kopf und ein grosses Maul, auch war er sehr neugierig und leichtgläubig. Und als der Schipper Ander und der Hechten Much da beim Stanglwirt sassen, wusste der Much immer hübschere Neuigkeiten von der neuen Bahn zu erzählen.

"Weisst du, Ander", sagte er lauernd, "die Herren von der Bahn sind pfiffig wie ein Eichkatzl."

"Wieso denn?" forschte der Ander.

"Weisst du, sie haben eine nette Begünstigung herausgegeben. Auf kurzen Strecken fährt man ganz umsonst — nicht bloss umsonst, man bekommt noch Geld heraus; z. B. wenn du von Untermatzberg nach Obermatzberg fährst, brauchst du keinen Knopf zu zahlen, und der Beamte gibt dir noch zwanzig Kreuzer in die Hand — nur f a h r e n musst du."

"Hahaha", lachte der Ander, "d a s ist wieder einmal eine richtige Pfundlug."

"Meinetwegen glaubst es oder nicht", tat der Much gekränkt, "ich habe nichts davon. Aber Lügen lass ich mir keine zumustern, wo ich noch mein Lebtag keinen Schnepf angelogen hab. Jetzt gehst grad hinüber zur Bahn und probierst's! Wenns nicht so ist, wie ich gesagt hab, zahl ich dir einen Fünfer . . . Die Herren sind pfiffig genug, sie wissen schon, wo's herausschaut."

"Da möcht ich aber doch wissen", verwunderte sich der Ander, "wie die Herren pfiffig sind und wo's herausschaut, wenn sie umsonst fahren lassen und noch Geld dazu geben."

"Da sieht man wieder, dass dir noch dein Lebtag kein Seifensieder aufgegangen ist. Jetzt schau mich an, ich will dir die Sach erklären... Der Handel geht genau so wie das Fuchspassen. Man legt dem Fuchs alle Tag ein Stücklein Fleisch hin als Köder, und zwar jeden Tag etwas näher dem Haus zu. Sobald man ihn dann ganz in der Nähe hat, schiesst man ihn über den Haufen... So machts auch die Bahn: sie wirft den Leuten alleweil ein Stückl Fleisch hin, das heisst, sie lässt sie auf kleinen Strecken umsonst fahren und gibt noch einen lumpigen Zwanzger dazu. Die Leut gewöhnen sich dann langsam ans Eisenbahnfahren, zuletzt werden sie ganz fiebrig und süchtig aufs Fahren, sie fahren immer weiter und weiter und jetzt h a t die Bahn schon die Füchse. Weisst du, auf den weiten Strecken ist das Fahren sündteuer, und die Bahn bringt hundertfach herein, was sie auf den kurzen Strecken herschenkt. Ich bin schon ein halbdutzendmal umsonst nach Obermatzberg hinauf und nach Schmitters hinab gefahren."

"Jetzt geht mir ein Vollmond auf, jetzt glaub ich's", versicherte der Ander; "man möcht dir's nicht ansehen, Much, dass du so witzig und gescheit bist. — Ja, ja, die Herren sind pfiffig; aber ich will ihnen noch die Augen auswischen . . . Jetzt fahr ich so oft als möglich nach Obermatzberg hinauf, aber keinen Schritt weiter, und schau mir die langen Gesichter an, die die Herren machen. Eigentlich könnt ich heute schon fahren."

"Heute wird's zu spät sein. Es fährt nur noch der Abendzug um sieben Uhr."

"Also dann morgen Vormittag."

"Schon gut; aber auf etwas muss ich dich aufmerksam machen", sagte pfiffig der Much; "lass dich nicht über den Löffel balbieren! Die Begünstigung ist da mit Siegel und Unterschrift; aber die Bahnbeamten sind insgesamt sehr schlau und pfiffig. Wenn sie merken, dass einer von der Begünstigung nichts weiss, lassen sie ihn die Karte zahlen. Wenn der Stationsbeamte dir die Karte anrechnen will und das Geld nicht herausgibt, dann sagst einfach: 'Begünstigung Numero Sieben!' Wirst sehen, was er dann für ein Gesicht macht und wie die Karte herausfliegt."

"Und was ist mit dem Zwanzger?" fragte der Ander.

"Ah, richtig, d a s hätt ich bald vergessen; du musst noch ein Siegel dazugeben, damit die Herren sehen, dass dir das ganze Geheimnis bekannt ist."

"Was für ein Siegel?"

"Mit der Nase. Das Freimaurerzeichen. Ganz einfach: du fährst mit dem rechten Zeigefinger über die Nase von rechts nach links. Also merk dir wohl: Zuerst die Worte: B e g ü n s t i g u n g N u m e r o S i e b e n, dann ein Schnörkel mit dem Finger über die Nase von rechts nach links, und flott werden die zwanzig Kreuzer herausfliegen. Hast du verstanden?"

"Ja, gut. Ich vergess es nicht."

Nach einer Weile trennten sich die beiden Zechbrüder von einander. Der Schippinger ging frohen Mutes nach Hause, der Hechten Much aber segelte hinüber zum Stationsgebäude, wo er den jungen Stationsleiter traf. Dieser war ein lustiger Herr, der den Hechten-Much ob seiner Ulkereien gut leiden mochte und auch selbst gern bei einem Kesseltreiben mitwirkte. Lachend erzählte der Much dem Beamten von dem stubengrossen Bären, den er eben dem Schippen-Ander aufgebunden habe, und bat den jungen Herrn, er möchte doch den Spass nicht verderben, sondern dem Schippen-Ander morgen eine Karte nach Obermatzberg und dazu noch einen Gratis-Zwanziger herausgeben — er, der Much, wolle die 35 Kreuzer gern bezahlen. Mit Vergnügen liess sich der Beamte zu dem Spiel herbei und fragte nur, wie der Mann zu erkennen sei. Darauf erklärte der Much, das unfehlbare Erkennungszeichen sei es, wenn einer "Begünstigung Numero 7" verlange und den Fingerzwickel um die Nase mache.

Am nächsten Mittag stand richtig der Schippen-Ander am Schalter des Stationsgebäudes. Als der junge Stationsleiter den Schieber aufmachte, trat der Ander heran und rief:
"Nach Obermatzberg — dritte!"
"Fünfzehn Kreuzer", rief der Beamte und suchte nach der Karte.
"Ah, der Kerl meint, ich wär auf der Brennsuppe dahergeschwommen", dachte der Ander, laut aber rief er:
"Begünstigung Numero Sieben!"
"Ah so, bitte um Entschuldigung", sagte der Beamte kichernd und warf die Karte aufs Brett heraus, dann drehte er sich schnell um und eilte in einen Winkel, um unbemerkt lachen zu können.
Der Ander war aber nicht zufrieden, sondern guckte zum Schalter hinein, rieb eifrig seinen rechten Zeigefinger an der Nase und schrie:
"Hollah, Freimaurerzeichen! Ich bekomm noch zwanzig Kreuzer."
Da lachte der Beamte hell auf, kam aber gleich herbei und sagte demütig:
"O, ich bitte tausendmal um Verzeihung. Leider hab ich auf die Sache ganz vergessen."
Und freundlich drückte er dem Ander zwei Zehnkreuzerstücke in die Hand. — Dieser lachte:
"Hahaha, das geht ja wie Butter. — Aber ausgeklaubte Pfiffikusse seid ihr Bahner!"
Darauf ging er mit grossen Schritten vor der Station auf und nieder, lachte pfiffig vor sich hin und sagte halblaut:
"Gscheit muss man sein!"
Fünf Minuten später sass er im Wagen und der Zug schnupperte lustig das Tal hinauf. Da wurde der begünstigte Fahrgast immer aufgelegter und jetzt blitzte ihm gar ein schlauer Gedanke durch den Kopf.
"Teufl eini, Ander", sagte er, "du könntest eigentlich mit dem Eisenbahnfahren ein hübsches Geschäft machen. Dreimal hinauf nach Obermatzberg und dreimal herunter nach Untermatzberg in einem Tag geht leicht . . . allemal zwanzig Kreuzer — macht ein' Gulden zwanzig — wär keine üble Schicht. Nebenbei brauchst du keinen Knochen anzustrengen und kannst lustig herumfahren wie die fremden Herrschaften. — Ander, das machen wir! Alle Tage! . . . Jetzt geht das Privatleben an."
In Obermatzberg angekommen, fragte der Ander, wann wieder ein Zug nach Untermatzberg gehe, und erhielt die Auskunft, der nächste Zug hinunter fahre genau in einer Stunde. Das war Zeit genug. — Alles in allem gerechnet, hatte der Ander mit seiner Eisenbahnfahrt schon fünfunddreissig Kreuzer verdient und die konnte er nicht taub im Sack liegen lassen, sondern musste sie nutzbringend anlegen. Er trank beim Fuchswirt ein Schnäpschen und drei Viertel Wein und kam nach dreiviertel Stunden, etwas angeheitert, wieder in den Bahnhof.
Es waren keine Fahrgäste da und hinter dem offenen Schalter sass ein alter, bärbeissiger Beamter, der missmutig in einem Buch herumstöberte und dem Ander nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenkte. Endlich stand er doch auf und schaute heraus.
"Nach Untermatzberg — dritte!" verlangte der Ander.
"Fünfzehn Kreuzer!" knurrte der Alte und riss die Karte aus der Tafel.
"Alles sind die gleichen Kerle", dachte der Ander, "aber wart nun, Mannl! Ich lass mich von so einem alten Sünder nicht betipeln."
Er bückte sich zum Schalter, zirkelte heftig mit dem Zeigefinger von rechts nach links über die Nase und schrie:
"Begünstigung Numero Sieben!"
"Was wollen Sie?" schnarrte der Beamte.
"Eine Karte nach Untermatzberg", der Ander.
"Fünfzehn Kreuzer, bitt ich."
"Begünstigung Numero Sieben — und Siegel über die Nase."
"Was soll das heissen?"
"Das musst du wissen, Rotkappeter! Wozu gibt man Vorschriften heraus für freie Fahrt?"
"Haben Sie einen Freischein?"
"Begünstigung Numero Sieben und das da!"
Er strich wieder rasend mit dem Finger von rechts nach links um die Nase.
"Haben Sie eine Retourkarte?"
"Ich brauche keine Retourkarte."
"Jetzt frag ich Euch aber zum letztenmal", räsonierte der Beamte, "was wollt Ihr eigentlich?— Sagts kurz und bündig oder schert Euch zum T . . . . l!"
"Begünstigung Numero Sieben!", stürmte der Ander, "Karte heraus, sonst verklag ich dich beim Pontius Pilatus!"
"Ihr habt noch nichts gezahlt", schrie der Beamte; "bevor nichts hereinkommt, geht nichts
"Und ich brauch nichts hineinzugeben, ich brauch nichts zu zahlen", polterte der Ander; "ich weiss schon, was ich weiss . . . Auf kurzen Strecken kostet die Karte nichts und man bekommt noch zwanzig Kreuzer heraus."
"Ihr seid ein Narr", rief der Beamte.
"Und du bist ein Spitzbub, ein alter Sünder,

(Fortsetzung auf Seite 11)

———o———

Schule ohne Gott

Lag da ein zehnjähriger Knabe, das einzige Kind glaubensloser Eltern, totkrank darnieder. Der Arzt hatte dem Vater schon erklärt, dass keine Hilfe mehr sei; der Knabe würde allem Anscheine nach bald sterben.
Vater und Mutter standen am Bette ihres Lieblings und weinten. Immer schlimmer wurde der Zustand des Knaben. Das Fieber nahm zu.
Da erwachte plötzlich in der Seele der Mutter eine Erinnerung an den Glauben ihrer Kindheit, an die glaubensvollen Worte ihrer eigenen Mutter.
"Wie wär's, wenn wir einen Priester riefen?" sagte sie, leise errötend, zu ihrem Manne.
Der "gesinnungstüchtige" Vater wollte anfänglich nichts davon wissen. Doch die arme Mutter fühlte die ganze Grösse ihrer Schuld, die sie auf sich geladen durch die glaubenslose Erziehung ihres Kindes. Sie eilt davon, um einen Priester zu holen.
Da empfindet auch der Vater so etwas wie Gewissensbisse. Ganz nahe tritt er an das Bett seines Kindes und stottert halblaut:
"Mein Kind, bete! bete!"
Der Knabe schweigt einen Augenblick. Seine weitgeöffneten Augen starren mit einer erschrekkenden Kälte und Ruhe auf das Gesicht seines Vaters. Dann sagt er mit schwacher Stimme:
"Vater, du hast mir ja immer gesagt, dass ich solche Dummheiten nicht machen und nicht in die Kirche gehen soll."
Nun fühlte der Vater erst recht die Grösse seines Verbrechens und hatte nur den einen Wunsch, dass seine Frau recht bald mit einem Priester zurückkehre.
Da geht die Türe auf. Der Priester tritt ein, gedrängt von der zitternden Mutter, die ruft: Geschwind, geschwind!
Der Priester tritt näher; aber sobald der sterbende Knabe ihn sieht, verbirgt er seinen Kopf in die Kissen und — ist tot.



"Das Priestertum ist der grösste Segen den ein Mensch empfangen kann!" —Goethe.

Einige Ratschlaege zum Heiraten

Ein Missionar, der lange Jahre in Amerika weilte, teilt uns folgende, dort im Far-West üblichen Heiratsregeln, die einen für die Männerwelt, die anderen für die Frauenwelt, mit, welche ganz gut hier auch angewendet werden können:

1. Ihr **Jünglinge** und **Burschen,** die ihr noch ein ordentlich Weib wert seid, wenn ihr auf Freierei geht, so geht ja nicht des Sonntags aus. Seht euch am Werktag um und passt auf, ob das Mädchen, das eure künftige Frau werden soll, auch weiss, was von Weibeshand getan werden muss. Geht nur in ein Haus, wo die Tochter den Eltern eine Magd spart und imstande ist, den Haushalt zu führen, auch wenn die Mutter nicht mehr da und gestorben ist. So eine, die zu wirtschaften und sparen weiss, macht euch reich und glücklich. Aber behüte euch Gott und behütet euch selber vor einer, die sich den Kaffee von der Mutter kochen lässt, ihren Arbeitstisch zu nahe an das Fenster rückt, die Romane liest und mehr für ihre Kleider im Jahre braucht, als sie in drei Jahren zu verdienen imstande ist.

Wenn einmal alle ledigen Burschen sich verschwören, dass sie nur arbeitsame und keine faulen Mädchen nehmen wollen, da gib mal acht, von welch guter Wirkung solche Verschwörung sein würde: da würdet ihr sehen, wie die Hoffnungsvollen früh aufstehen, die Aermel aufschürzen und alle Arbeit anpacken in Haus und Feld. Da gibt's wieder Töchter, die der alten Mutter zugut kommen, dann gibt's wieder Hausfrauen für die Männer und Hausmütter für die Kinder, wie sie von Gottes- und Rechtswegen sein sollten, die keine Zeit haben, sich alle möglichen Krankheiten anzuträumen, nicht Zeit, alle Teufeleien auszuführen und alle Kleinigkeiten auszuklatschen. Ihr Burschen habt's gehört; das Hausmittel ist probat.

2. Ihr **Mädchen,** wenn ihr nicht unglücklich werden und noch an den Bettelstab kommen wollt, so seht nicht auf die gewichsten Haare, nicht auf den Bart (den hat jeder Bock), nicht auf Hut und Rock, nicht auf Lackschuhe, noch weniger auf's schöne Tanzen und das zarte Reden. Wenn ein Mann um euch fragt, so seht darauf, ob es einer ist, der lieber schafft als über schlechte Zeiten klagt; frägt nach, ob seine Woche sechs Arbeitstage hat und einen Sonntag oder umgekehrt. Ist es einer, der gerne schafft, den nehmet, er kann Weib und Kinder ernähren. Wenn ihr alle Müssiggänger, Bummler, Ewigdurstige abfahren lasst, wird das Heer der Pflastertreter allmählich abnehmen. Dann wird's wieder gut im Lande. Habt ihr das Rezept verstanden, ihr Jungfrauen? Es ist kein Apothekerlatein, — sondern echte Yankeesprache.

Der kuerzeste Weg zum Himmel

Im 14. Jahrhundert lebte ein frommer und gottbegnadeter Priester: Johhannes Tauler.

Tauler begegnete eines Morgens einem Manne, dessen ganze Erscheinung die grösste Dürftigkeit verriet und im höchsten Grade Mitleid erregte.

Der Priester ging auf ihn zu und sprach: "Guten Morgen!"

Der Bettler erwiderte: "Ich habe nie einen schlimmen Morgen gehabt."

"Der liebe Gott mache euch glücklich!"

"Ich bin nie unglücklich gewesen."

Der gute Tauler wusste jetzt seinen Wünschen nichts mehr hinzuzufügen. Erstaunt fragte er: "Ihr seid glücklich? Auf Erden ist doch niemand ganz glücklich. Oder hat Job unrecht, als er sprach: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt nur kurze Zeit und ist mit vieler Mühe behaftet? Ihr seid also wirklich glücklich?"

"Und warum nicht?" entgegnete lächelnd der Arme. "Ich habe nie einen schlimmen Morgen gehabt, ich war immer mit meinem Lose zufrieden, ich bin nie unglücklich gewesen. Was die Menschen Glück nennen, verlange ich nicht. Und das ist mein Glück. Ich weiss einen Vater im Himmel, der immer mein Bestes will. Darum lobe ich ihn im Hunger und lobe ihn bei Hitze und Kälte, und wenn Bösewichte mich verspotten, lobe ich ihn wieder, denn ich weiss, nichts geschieht ohne seinen Willen. Ich denke, Hrr, dein Wille geschehe. Und weil ich will, was Gott will, so geschieht auch immer, was ich will. Darum bin ich glücklich. Oder kennt ihr ein grösseres Glück, als wenn einem alles nach Willen geht."

Tauler beschloss, den gottergebenen Sinn des Mannes auf eine harte Probe zu stellen.

"Ihr wollt immer, was Gott will?" fragte er. "Wie nun, wenn Gott euch hinabstiesse in den Abgrund der Hölle? Wollet ihr dann alch noch, was Gott will?"

Der Arme lächelte wieder. "Gott mich zur Hölle hinabstürzen?" sagte er mit zitternder Stimme, die verriet, wie schwer es ihm wurde, sich mit einem solchen Gedanken zu beschäftigen. Doch fuhr er unbefangen fort: "Und wenn Gott mich auch zur Hölle hinabstürzen wollte, so würde ich wieder wollen, was Gott will. Denn wisst, ich habe zwei Arme, die besitzen eine wunderbare Stärke. Der eine heisst "Ergebung in Gottes hl. Willen", der andere "Aufrichtige Liebe". Mit diesen beiden Armen würde ich den Herrn umklammern, so dass er selbst von mir in die Hölle hinabgezogen würde. Und weit lieber würde ich in der Hölle sein mit Gott, als im Himmel ohne Gott. Die Hölle ist ein Himmel, wenn Gott darin ist."

Lange Zeit schon hatte Tauler darüber nachgedacht, welches der kürzeste Weg zum Himmel sei, aber sein Suchen war bislang vergeblich gewesen. Jetzt hatte er gefunden, was er gesucht hatte; Tauler hatte seinen Meister gefunden. Wollen was Gott will, das ist der kürzeste Weg zum Himmel. Und wer wandelt ihn? Derjenige, der mit seinen beiden Armen des Herrn Willen umfasst und im Geiste und in der Wahrheit betet: Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden!



San Miniato

O sieh, ich klomm den Berg hinan
Zu Gottes heiligem Haus empor,
Der Engel-Maler sah zuvor
Den Himmel weit hier aufgetan.

Und überm Mond, der halb erblüht,
Die süsse, weisse Himmelsbraut,
Maria! hätt ich dich erschaut,
Mir käme nicht der Tod verfrüht.

O Mutter du, geheimnisvoll
Von Gott gekrönt mit Dorn und Schmerz!
Des Lebens müde ist mein Herz,
Und müde, dass es singen soll.

O du von Flammenglut erfüllt,
Von Gott gekrönt von Lieb' und Weh!
Die Sonne sucht. Erhör mich eh'
Sie meiner Sünden Schmach enthüllt.



Ihr Blut dem Koenig

Bilder von den Martyrien in Spanien

"Wie sie mich verfolgt haben, so werden sie auch euch verfolgen!"

Fünf bis sechs Kilometer östlich von Oropesa in der Provinz Toledo liegt ein armes Dorf von 950 Seelen: Alcanigo. Der Pfarrer, Salustiano Dominguez Sastre, ist 60 Jahre alt. Im Juli 1936 bricht die Revolution aus. Er hält sich still in seinem Pfarrhaus. Am 9. August kommt der Ortsarzt, ein Mann der Linken, zu ihm und unterhält ihn geschickt bis zur Ankunft des Komitees von Oropesa. Der Pfarrer wird verhaftet. Nur mit Hemd und Hose bekleidet, wirft man ihn in ein Lastauto und fährt ihn nach Oropesa. Unterwegs wird er von Zeit zu Zeit mit dem Gewehrkolben bearbeitet. Endlich ist Oropesa erreicht. Dort tagt im ersten Hotel der Stadt das "Kriegsgericht". Die Milizen empfangen den Verhafteten mit Gebrüll: "Rufe: es lebe der Kommunismus!" "Ich werde das nicht tun." "Lästere Gott!" "Auch das werde ich nicht tun." "Nenne uns die Faschisten deines Dorfes." "Ich werde sie nicht nennen. Ich habe mich über keines meiner Pfarrkinder zu beklagen." Kein Wort mehr kann man dem Pfarrer abringen. Aber einer der Bande reicht ihm in einem Gefässe Urin und nötigte ihn zum Trinken. Dann führt man den Priester zum Friedhof und erschiesst ihn.

In Oropesa selbst wurden 24 Personen hingerichtet, darunter die drei Priester des Ortes. Der Dechant, Restituto Mediers, war, wie man allgemein wusste, schwer krank und dem Tode nahe. Am 5. August, dem Tage seiner Verhaftung, hatte er die letzte Oelung empfangen. Mit Kolbenstössen pochte man an die Tür des Pfarrhauses. "Oeffnen Sie", rief der Pfarrer vom Bett aus seiner Angestellten zu, "man wird mir nichts tun, was Gott nicht will. Und dann: sein Wille geschehe. Mein Leben zählt in diesem Augenblicke wenig. Ich opfere es mit Freuden für Gott und meine Pfarrkinder." Die Horde stürzt in wüstem Knäuel ins Haus und zerschlägt rechts und links alle religiösen Gegenstände und Symbole. Ein Gewehrschuss gibt der Forderung an die Haushälterin Nachdruck, dem Pfarrer sein Beinkleid zu bringen. Man zieht den Dechanten vom Bett hinunter und wirft ihn, nur mit Hemd und Hose bekleidet, ohne Strümpfe an den Füssen, in ein Auto. Dann transportiert man ihn in einem gemimten Leichenzug mit Parodierung der kirchlichen Gesänge, Gotteslästerungen und gemeinen, handgreiflichen Beleidigungen in einem nahen Busch von Korkeichen. Er kann nicht stehen. Drei Eichenzweige halten ihn. So kann man ihn bequemer erschiessen. . . . In der Nacht sagte ein Milizsoldat, dessen Hände noch blutbefleckt waren, in der Herberge: "Wir hätten heute besser die Hälfte von Oropesa getötet, als dies Verbrechen zu begehen." "Wie muss dieser Mann zu seinem Gott gehalten haben, dass er sterbend betete!", sagte ein anderer. Wenige Tage vorher hatte man den Krankenhausgeistlichen erschossen. Als er so in seinem Blute da lag, sagte einer der Milizen: "Ah, welch ein Typ! Welch lebendiges rotes Blut hatte er." Darauf antwortete der Anführer der Bande: "Diese Leute sterben mit grösserer Festigkeit und mehr Glauben an ihre Anschauungen als unsereiner." Ja, dieser 30jährige Hospitalgeistliche hatte einen starken Glauben. An einem der letzten Julitage las er den Bericht über die 1934 in Asturien getöteten Priester und sagte vor Zeugen: "Glückliche Menschen!" Am 26. Juli brachte man Cesare Eusebio Martin zum Bürgermeisteramt. Er betete gerade sein Brevier. Wortlos ging er mit. Man schleppte ihn von dort zum Marktplatz, der mit Menschen gefüllt war, die seinen sofortigen Tod forderten. Ruhig und schweigend rollte er eine Zigarette — eine echt spanische Geste. Dann betete er still für sich. Man brachte ihn im Wagen zum Richtort. Schliesslich sollte er zu Fuss weitergehen. Noch 50 Schritte machte er, drehte sich dabei zu den Milizsoldaten um und sagte: "Gott vergebe euch, wie ich euch vergebe." Dann fiel er unter der ersten Salve mit dem Ruf: "Es lebe Christus der König!" Den Vikar des Ortes brachte man einfacher um. Auf dem Marktplatz führte man um ihn einen Indianertanz auf, verstümmelte ihn lebend und gab ihm dann mit einer Gewehrsalve den Rest.

Ein letztes Beispiel: In Cerebros, einer kleinen Stadt von 5000 Einwohnern in der Provinz Avila, wo schwere Kämpfe zwischen den Milizen und den auf Madrid marschierenden Franco-Truppen stattfanden, erschien am 22. Juli eine Truppe der Roten, um den Pfarrer Jose Moro Brig, den Bruder des gegenwärtigen Bischofs von Avila, zu verhaften. Da das Ortskomitee gut auf ihn zu sprechen war, wurde er am Abend wieder freigelassen, aber dann auf die Anzeige einer Frau hin zwei Tage später erneut verhaftet. Unter der Zusicherung, es geschehe ihm nichts, verliess er in Zivilkleidern das Haus. Man sah ihn nie wieder. Augenzeugen erzählen, er sei am Tage der Erschiessung so geschwächt gewesen, dass er nicht mehr aufrecht stehen konnte. Ein Bruder des Befehlshabers der roten Exekutionsabteilung hielt dann das Opfer mit einer Hand gegen die Mauer und kommandierte: Feuer. Im selben Augenblick sank er, von einer schlechtgezielten Kugel getroffen, selbst zu Boden. Der Priester beugte sich über ihn und erteilte ihm die Generalabsolution. Dann brach auch er bei einer zweiten Salve zusammen. Sterbend rief er aus: "Wäre ich doch das einzige Opfer von Cerebros. Ich vergebe euch allen. Es lebe Christus, der König!"



Eine lohnende Eisenbahnfahrt

(Fortsetzung von Seite 7)

ein Stehler, ein Hehler!" lärmte der Ander. hinaus."

Nun wurde der Beamte puterrot; er schoss mit seinem grauen Kopf beim obern Loch heraus und brüllte:

"Mann, was hast du gesagt? Das lass ich mir nicht gefallen. Ich werd . . ."

Weiter kam er nicht. Der Ander hatte mit blitzschnellem Griff die rote Amtsmütze des Beamten erfasst, riss sie ihm vom Kopf und schrie:

"Karte und Geld heraus — oder sonst keine Kappe mehr!"

Nun verschwand der Beamte, kam aber nach einer Minute schon, begleitet von zwei Stationsdienern, zur Seitentür herein in die Halle. Als der Ander die gegen ihn aufrückende Uebermacht erblickte, warf er die rote Mütze weg und schrie:

"Ich will mein Recht! Ich lass mich nicht betipeln!"

"Der Mensch ist ein Narr — ein Irrsinniger", rief der Beamte.

"Nein, nein, das ist der Schippen-Ander, den kenn ich wohl", lachte der jüngere Stationsdiener; "Narr ist er keiner, aber stockbesoffen ist er. Auf eine Klafter weit riecht er schon vom Wein."

Mit diesen Worten packte er den Ander rückwärts an den Schultern, schob ihn zur Stationstür hinaus und liess ihn draussen frei, gab ihm aber noch mit dem Schuh einen so pfündigen Stoss auf die westliche Halbkugel, dass er wie ein Federball in einen Rasenfleck hineinflog und dort seine "Reise mit Begünstigung" abschloss.

Zwei Tage später traf der Ander mit dem Hechten-Much auf der Strasse zusammen. Wie ein Bär ging er auf den falschen Freund los.

"Du Lügner! Du Schwindler! Du Betrüger!"

"Du, Kerl, so was lass ich mir nicht sagen. — Da möcht ich schon wissen, was du für einen Grund hast."

In wilder Aufregung erzählte der Ander, wie es ihm in Obermatzberg ergangen war.

"Das ist nicht möglich", rief der Much, scheinbar erstaunt; "da muss ein Fehler unterlaufen sein. Wie hast du es gemacht?"

"Genau so, wie du es mich gelernt hast — Begünstigung Numero Sieben und mit dem rechten Zeigefinger über die Nase von rechts nach links — zehnmal — zwanzigmal — hundertmal — alles umsonst."

Da lachte der Hecht pferdegrell auf:

"O, du Stock-, Stein-, Birn-, Palmesel! Jetzt glaub ichs gern, dass sie dich hinausgeworfen haben. Du hast das Siegel falsch gemacht. — Auf der Hinfahrt wars richtig. — Aber auf der Rückfahrt muss man umdrehen. Da streicht man nicht mit dem rechten Zeigefinger über die Nase, sondern mit dem linken, und zwar von links nach rechts. — Wenn du nicht Schotten im Kopf hättest, hätt' dir das doch einfallen müssen."

"Das ist eine ganz verzwickte Lumperei, bei der sich ein ehrlicher Christenmensch nicht auskennt", schimpfte der Ander. "Das ganze Bahnwesen mit allem, was drum und dran hängt, soll mich nicht mehr sehen. Ich will mit dem Zeug nichts mehr zu tun haben. Keine Spanne weit fahr ich mit dem Fuhrwerk mehr."

Tatsächlich hat der Schipper-Ander ein Vierteljahr lang Wort gehalten. Der Hecht und der junge Stationsbeamte in Untermatzberg aber lachten sich kugelig über den Spass.

———o———

Dank der Gottesmutter

(Fortsetzung von Seite 3)

Händen ist leicht darüber klettern. Ihr Herz hüpft in seliger Freude, überall glaubt sie die Mutter zu sehen, die ihr freundlich zunickt.

Rasch zurück zum Gartentürchen! Mit freien

Es schlägt acht Uhr, die übliche Schlafengehenszeit. Sie läuft durch den Garten. Vor der Haustüre stolpert sie über einen Stein. Sie schreit leise auf, will sich aufrichten und fällt bewusstlos nach vorne. —

Liesels Vater hat diesen Abend keine rechte Ruhe beim Skatspiel. Als es 10 Uhr schlägt, hilft kein Zureden, er geht nach Hause.

In der Wohnung ist alles still. Er eilt nach oben, horcht an Liesels Türe. — Stille. — Er öffnet und bleibt entsetzt stehn — das Bett ist leer. Ihm wird unheimlich zumute. Wo ist das Kind? Es sah so seltsam aus heute Abend. In keinem Zimmer ist sie — vielleicht im Garten eingeschlafen? Er eilt hinaus — und findet Liesel mit blutverkrusteter Stirne ohnmächtig auf dem Boden.

"Liesel! — Kind! — Mädi!" ruft er verzweifelt, hebt die starre Gestalt hoch. Gottlob, der Puls geht! Er bettet Liesel in sein Bett, telephoniert dem Arzt. Die Kopfwunde ist ungefährlich, der harte Aufschlag war schuld an der Ohnmacht, doch scheint die rauhe Luft eine heftige Lungenentzündung verursacht zu haben. Nach einigem Bemühen des Arztes hebt Liesel die Lider. Ganz dunkel glänzen die sonst grauen Augen und schauen angsterfüllt und wirr auf den Vater — erkennen ihn nicht.

"Mutter — Mutter — Blumen", murmelt sie.

Nach neun Tagen ist das Fieber gebrochen. cm und wäfen der kofremh dworf w mb m

Matt und still liegt Liesel. Der Vater überschüttet sie mit allem, was Kinder erfreut, doch nur ein kleines Lächeln huscht über das traurige Gesicht. Die unnatürlich grossen Augen schauen oft und lang auf das Bild der Mutter.

In diesen schweren Tagen der Angst und Sorge um das Leben des Kindes hat der Vater wieder die Hände falten gelernt und gebetet. Das soll die frohe Ueberraschung für Liesel sein.

Während sie mittags schläft, baut er leise einen Marienaltar im Schlafzimmer auf, gerade Liesels Bett gegenüber. Er zündet die roten Kerzen an, dann stellt er sich in die Fensternische hinter Liesels Bett.

"Mach sie wieder froh und gesund, Gottesmutter, ich will es dir immer danken."

Nach kurzem Warten erwacht Liesel, richtet sich auf, zeigt auf das liebliche Bild, ruft: "Mutter, du — —!"

"Nein, diesmal ich", sagt der Vater hervortretend. Gerührt sieht er das strahlende Gesicht des Kindes, das die mageren Aermchen um ihn schlingt und flüstert: "Jetzt sind beide im Himmel froh mit uns. Komm, wir singen, als wenn Mutter bei uns wäre."

Liesel hält des Vaters Hand, ihr feines Stimmchen klingt zart und innig: "Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn — — —"

Erschreckt stockt sie, der Vater singt nicht mit.

"Sing weiter, Kind, liebes!"

Die Stimme zittert, zwei Tränen laufen über sein Gesicht.

Liesel legt sich zurück, müde von der Erregung. Unverwandt sieht sie den Vater an und singt beglückt weiter: "In Freuden und Leiden ihr Diener ich bin!"

Beim ersten gemeinsamen Ausgang tragen sie einen mächtigen Blumenstrauss an den Marienaltar der Kirche.

Wie schnell hat die Gottesmutter Liesels Bitte erhört, wie reich ist ihr Dank für die treue Verehrung!



Marien-Messbund

Mitglieder des Marianischen Missionsvereins und Leser des Marienboten, die übrige Messen zu lesen haben

für die armen Seelen,
zur Danksagung,
zu Ehren Mariens, oder
in besonderer Meinung,

können durch diese Messintentionen die Missionswerke der Oblaten unterstützen.

Durch diese Messen erhalten wir die Studienhäuser, wo unsere deutsch-kanadische Priester ausgebildet werden.

Wenn du Messen zum Lesen hast, denke, nach deinem Ortspfarrer, an unsere junge Missionare.

BESTELLSCHEIN

MARIEN-MESSBUND
Oblaten Patres
939 Victoria Ave. Regina, Sask.

Name ....

Adresse ....

Meinung ....

Opfer $.......................

Das beste Denkmal

Ein Schüler Mohammeds ging eines Tages zu seinem Meister hin und sagte: "Meine Mutter ist gestorben. Nenne mir, o Prophet, das beste Denkmal, das ich ihr setzen kann!" — "Grabe einen Brunnen und gib das Wasser den Durstigen", erwiderte Mohammed. Der Schüler tat, wie ihm der Meister gesagt hatte. Und vielen wurde der erfrischende Trunk eine Wohltat in jenem Wüstenlande.

Habt ihr auch jemanden durch den Tod verloren? Wollt auch ihr einem lieben Menschen ein Denkmal setzen? **Tut ein Werk der Liebe!** Das ist das beste Denkmal, das in Ewigkeit Bestand hat. Unsere ruhmsüchtige Zeit sollte das bedenken und an Stelle der vielen steinernen und bronzenen Denkmäler mehr sich unsterblich machen im Wohltun und Helfen!

———o———

Ein sonniges Lächeln,
ein freundliches Wort,
ein warmes Grüssen,
ein tröstender Händedruck —
sind die gangbarste Brücke
von Mensch zu Mensch.
—P. Steininger.

———o———

A Deep Secret

Marie: "Kay told me that you told her that secret I told you not to tell her."

Rose: "She's a mean thing! I told her not to tell you."

Marie: "Well, I told her I wouldn't tell you she told me, so don't tell her I did."





Heldinnen der Liebe

In einer Stadt des Rheinlandes schimpfte ein Redner, dem Geist der Zeit entsprechend, über die Ordensleute. Eben kam er auch auf die geistlichen Schwestern. Sie seien ein Abschaum der Gesellschaft, veraltete Ueberbleibsel einer längst vergessenen Zeit, die darum aus dem modernen freien Leben verschwinden müssten. Schlangen seien sie, die auf kluge Weise das arme Volk aussaugen würden. Wer ihm zu widersprechen wage?

Da erhebt sich in der hintersten Ecke des Saales ein einfacher Arbeitsmann. Seine Kameraden wollen ihn auf den Stuhl herunterziehen; er solle schweigen und sich nicht blamieren. Der aber hat Mut. Nur wenig sagt er; das aber reicht. "Ich bin nur ein armer und ungelehrter Arbeiter. Bei mir zu Hause war Diphtherie. Meine Frau und meine Kinder waren krank. Eine Krankenschwester aus dem Kloster hat sie gepflegt. Meine Frau ist wieder gesund geworden, und mein Kind auch. Die Schwester aber ist gestorben. Sie war eine Heldin der Liebe."

Der Arbeiter hatte sich wieder gesetzt. Es blieb einen Augenblick totenstill im Saale. Dann aber brach ein Beifall los, wie ihn der Saal wohl noch nie gehört hatte.

———o———

Liberty is being free from the things we don't like in order to be slaves of the things we do like. ***



Schacken und Schnuren



Je nachdem.

Was trinkst du lieber — Bier oder Champagner?"

"Das hängt ganz davon ab —"

"Wovon?"

"Wer von uns nachher bezahlt."

* * *

Verliere dich in Gott. Je mehr du dich selber verlierst, desto mehr wirst du gewinnen. Sich selbst verlieren, wird geschehen, wenn man sein Gesicht staunend allein in Gott hält.

Gewöhne dich an diese drei Dinge:

zu denken wie Christus;

zu reden und schweigen wie Christus;

zu wirken wie Christus, um durch das Nachfolgen gleichsam ein anderer Christus zu werden.

—Bernard Overbergs.

* * *

Unverbesserlich.

"Bedenken Sie, mein junger Freund, wieviel Zeit beim Kartenspiel verschwendet wird!" — "Sehr richtig — besonders beim Mischen und Geben!"

* * *

Der gestohlene Rock.

"Herr Pfarrer, haben Sie eigentlich den Rock wiederbekommen, der Ihnen gestohlen worden ist?"

Pfarrer: "Nur teilweise. Bisher fand ich drei Knöpfe davon im Klingelbeutel."

* * *

Logik.

Helbing hat mehrere über den Durst getrunken und wandert nun mit schwerer Schlagseite über den Platz. An einem Gaskandelaber bleibt er stehen und klopft unten an.

"Hallo?" ruft er dann hinauf.

"Was klopfen Sie denn hier? Hier wohnt doch niemand", sagt der Schutzmann.

"Wieso nicht? Oben ist doch Licht."

* * *

Einer schönen Frau.

"Du solltest ihr etwas schenken, worüber sie sich jedesmal freut, wenn sie es ansieht!" — "Gut — dann werde ich ihr einen Spiegel verehren!"

Die drei Bücher.

Ein alter Mann war wegen seiner Weisheit weit und breit bekannt. Ein Gelehrter, der ihn einmal besuchte, verwunderte sich und sprach: "Woher hast du diese Weisheit? Ich sehe ja keine Bücher in deiner Stube."

Da sagte der Greis: "Und doch habe ich die drei besten Bücher, die es gibt. Täglich lese ich darin. Ich will es dir sagen: Diese drei Bücher sind die Werke Gottes in der Natur, die Stimme des Gewissens in mir und die Hl. Schrift. Im Buche der Natur lese ich von der Allmacht, Weisheit und Güte des himmlischen Vaters. Mein Gewissen sagt mir, was ich zu tun und zu lassen habe. Die Heilige Schrift aber lehrt uns, was Gott zu den Menschen gesprochen hat, wie der Heiland in die Welt gekommen ist, was er gelehrt und gelitten hat, um uns heilig und selig zu machen."

Auch für dich sollen die Werke Gottes in der Natur, das Gewissen und deine Bibel die liebsten Bücher sein!

* * *

Die Dame dreht sich zu dem hinter ihr im Kino sitzenden Herrn um und fragt bei Beginn des Filmes: "Stört Sie die Feder an meinem Hut?"

Der Herr erwidert freundlich: "Nein. Der Herr, der vorher hier sass, hat die Feder abgeschnitten."

* * *

Frau Major: "Um Gottes willen, Karl, ich kann den Gestank deiner Pfeife nicht mehr ertragen."

Major zum Burschen: "Josef, trag sie hinaus!"

Bursche: "Zu Befehl, Herr Major; die gnädige Frau oder die Pfeife?"

Ein neues Element.

In der Schule wurde Xaverl nach den vier Elementen gefragt und zählte auf: Feuer, Wasser, Luft und Bier. — "Ein solcher Unsinn!" sagte der Lehrer. "Wie kommst du denn auf das Bier?" — Antwort: "Wenn der Vater ein Bier trinkt, dann sagt die Mutter jedesmal: Jetzt ist er wieder in seinem Element!"

———o———

Er hat wirklich recht.

Der vor etwa 100 Jahren verstorbene berühmte Berliner Arzt Hufeland soll einmal geäussert haben: "Es ist schlimm, dass die Menschen husten müssen, wenn etwas Unrechtes in die Kehle kommt. Müssten sie aber auch dann husten, wenn ihnen etwas Unrechtes aus der Kehle kommt, so wäre des Hustens kein Ende mehr!"

———o———

MISSIONS AND RETREATS PREACHED 1937

Father Provincial: 2 Fathers' retreats.

Father Hilland: 1 retreat to novices; 4 parochial missions.

Father Schimnowski: 2 retreats to nurses.

Father Feist: 1 Clergy retreat; 1 Brothers' retreat; 3 retreats to Sisters; 1 closed retreat for Young Ladies.

Father Emil: 1 parochial mission.

Father Kukartz: 1 retreat to Sisters.

Father Boekenfoehr: 3 retreats to Sisters; 6 Regina Catholic Hour Radio talks; 5 radio talks; children's hour; 2 closed retreats for Young Ladies; 5 Young People's retreats; 1 two-week mission; 3 parochial missions; from June 21st has been assigned to work with Father Schulte "the Flying Priest".

Father Schaller: 1 Forty Hours; 1 mission (8 days); 4 Forty Hours; 1 novena.

Father Puchniak: 1 parochial mission.

Father Schneider: 1 Forty Hours; 1 retreat for Sisters; 1 closed retreat for Catholic laymen at Oblate House of Studies, Battleford; 1 parochial mission.

Father Ackermann: 1 parochial mission.

Plain Talks with Youth

How Life Is Produced

Thou holy God! preserve our souls
From all pollution free;
The pure in heart are thy delight,
And they thy face shall see.
—Needham.

YOU have learned from the Bible History how Adam and Eve were created, and even some years ago you may have wondered how other human persons, since the time of Adam and Eve, have come into being. This was knowledge to which you were entitled, but only from your parents or some other good source.

Life in the first instance had to be created; thereafter living things were able, by divine power given to them, to reproduce themselves.

At the time of the deluge, God provided that pairs of every animal that lives on the land and several pairs of human beings, should be saved from the flood by being taken into the ark which He directed Noah to build.

No matter what the person of superficial learning may write or teach, the most eminent scientists and the most profound philosophers that ever lived in the past, and now live, hold that life can proceed only from life.

Life From the Egg

A little reflection on the "hen and the egg" should lead you to arrive at the correct viewpoint. We always think of the egg as coming from the chicken and of the chicken as coming from an egg in a process that has continued over many centuries. But evidently either the first egg did not come from a chicken, or the first chicken did not come from an egg. Whichever existed first must have been created. Science has never been able to create an egg which can produce a chicken and we need not inform you that everyone would ridicule the very idea of science creating a living laying hen.

Since science knows what the egg is composed of, it could probably build up artificially an egg which would taste just like the one which is served you at table, but that egg could be put in an incubator or under a hen and it would never hatch a chicken because it lacks the germ of life.

What God Did Was Good

"God made man, male and female," and so constituted them that each would be possessed of certain faculties and elements necessary, but not in themselves sufficient, to propagate their kind; one possesses powers which supplement those of the other. The cooperation of both is necessary to reproduce other selves.

This principle holds good generally, with insects, fish, birds, animals, human beings, and any discussion of the reproduction of life in any living thing is a discussion of sex.

But in human beings, who are rational beings, who, because possessed of a soul fashioned according to the image and likeness of God, were even intended to become children of God, sex itself must be considered as something **sacred, holy,** related to cooperation with God in creating other human beings, destined to live everlastingly with Him in Heaven. For any person to think of sex in the human being as something purely physical or emotional, is to stoop from the human to the animal position and, therefore, to forget one's exalted dignity and the right ideals.

It is wrong to think of sex as something bad, because God Himself so fashioned all people that all are possessed of the organ of sex.

Even as it is constituted the human body was intended to be a temple of the Holy Ghost; into our human bodies Christ enters in person when we receive Holy Communion; in our human body, we are all expected to be "clean of heart".

The Blessed Virgin, reared in a sanctuary of virtue, knew how life was reproduced, because when God apprised her through an angel that He had chosen her to become the Mother of the expected Messias, she asked "How can it be for I know not man?" Her cousin, St. Elizabeth, whom she visited after her interview with the angel, assumed that she knew that the child is conceived within its mother's bosom and carried for a long time in a mother's womb, because she said to Mary "Blessed is the fruit of thy womb."

The Church also recognized from the beginning that there is no harm in children having the knowledge, beautiful among the mysteries of God, because she incorporated the words of Elizabeth in a prayer which every child says daily: "Blessed art thou among women and blessed is the fruit of thy womb."

The womb is simply one of the organs in a woman's body where child life begins and where it is fed on the mother's blood until such time as it is able to live outside the body.

Every human being from the time of Adam and Eve has been formed through the cooperation of a man and a woman with the one exception of Jesus, who, although He was "born of a woman", was directly created in the womb of His virgin Mother, body and soul, by "the power of the Holy Ghost".

Life is propagated in the lower living things, such as fish, the bird, the chicken, the duck, the turkey, the ostrich, by the egg, but even that egg would not have the power of reproducing fish or fowl except through the influence of the male and the female of the particular species. There are male and female pollen in the blossoms of every fruit tree, so that you would have neither apples, nor peaches, nor pears, unless there were contact between the male and female pollen. This contact is usually effected by the wind blowing one against the other, or by the honey bee carrying one to the other.

The human body, in which God infuses a soul at the very beginning of its formation, is started by contact between a tiny seed of the male with a tiny ovum or egg of the female. After life is started, evidently there must be an organ in the female body in which that life can be developed, and closely related to that organ are the breasts from which the child is to be nourished after birth.

Canada's Blackest Blot

By Bishop Breynat, O.M.I.

Fed by GREED, RUTHLESSNESS, BROKEN PROMISES!

Here is the tragic story of how the white man has brought about the degradation of our Northwest Indians and Eskimos. It's graphically told by Bishop Breynat who for 46 years lived and endured untold hardships among these people.

Gabriel Joseph Breynat, O.M.I., vicar apostolic of the Mackenzie, is best known as the "flying bishop of the Northwest". He has lived for 46 years among the Indians and Eskimos along the Dominion's remote northland frontier. He has starved with his charges, met snow-blindness with them, suffered every hardship of the tundra trails. Among the Crees, the Caribou Eaters, the Yellowknives, the Dog Ribs and the Eskimo he is regarded as little short of a god.

Born at Valence, France, during the first year of Canada's Confederation, 1867, he went as a young student of the classics to the Petit Seminary of Valence. He was passed for his Baccalaureate in Lyons and Aix. He studied in the Grand Seminary of Romans, and as Abbe Breynat he joined the Oblates in 1892. He was ordained into the priesthood at Liege in the same year. Before his 25th birthday he had arrived at Fort Chipewyan, a serious young missionary.

Bishop Breynat is an authority on the dialects of the Indians and Eskimos among whom he has worked for so long. Veteran traders, trappers and prospectors credit him with a complete understanding of all problems relative to his country's far-north natives.

*

THE story of the white man's invasion of the Canadian Northwest may be named by future historians as one of the blackest blots on the pages of Canadian history. It is an ugly story. A story of greed, of ruthlessness and broken promises. It is the story of the degradation of our Northwest Indians.

Never before has the whole story been told. Canadians have heard only of the fortunes in furs and the gold and silver and radium ores of this stern country. Occasionally they have seen newspaper reports of starvation and suffering among the Indians.

But Canadians should know all the facts of our Northwest. Because, unless they act at once they will some day bear the scorn of all peoples for having blindly allowed a noble race to be destroyed.

For 46 years I have lived and labored among the Indians of the Northwest. Their troubles have been mine; their misfortunes my burdens. Teaching them the Christian philosophy of unselfishness and trying to better their conditions has been my life work. As priest and bishop I have lived very close to them.

I have seen during those years the coming of the white man—my race. I am not proud of the things I have observed. When I first went into the north I found a proud race of healthy, virile tribesmen. Unspoiled by the white civilization, they lived their natural lives as people of another age. In the remote parts of the north they still hunted with bow and arrow.

Most of them lived in skin teepees. They wore skins and furs. They were honest without the white man's laws. Men respected other men's property. I have seen the day, even as late as 1900, when an Indian who had received treaty money for himself and his family at Fond du Lac, placed more than $100 under a rock in full sight of a whole tribe. That was his cache. He and his family went away. When they returned, although dozens of persons had seen the money buried, it was still there.

In the early days we never dreamed of locking our cabins. We could go away for weeks or months. The Indians would come and go as they chose. They would hold services in the mission chapels. But never did they remove anything that did not belong to them. To-day the story is changed. The white man taught dishonesty by example. To-day we would never leave anything of value even in a locked cabin.

The Indians I found hunted only for food and the trade goods they needed. By the white man's standard they were lazy. He taught them to take all there was of everything. They became apt pupils.

A Black Picture

In those early days 80 miles of dangerous rapids on the Athabasca river barred the gateway to the country. There were practically no white trappers. But when the railroad was built to Fort McMurray the country was opened to men from all parts of the world. Drawn by the lure of easy money, the northland swarmed with white trappers and traders.

In fairness, some of these whites made excellent citizens. But too many of them were unscrupulous men whose one idea was to make

They brought whiskey and taught the Indians how to brew. Some of them turned trapping "wholesalers". They spread poisoned bait to kill the fur-bearing animals. They trapped the country "clean" of game.

If the picture seems black to you, imagine how black it has been to me. I have watched my own race come into a country that was once a rugged paradise. I have seen my own people—claiming Christianity—bring sorrow and unhappiness to these poor people of the north. You Canadians of the south have your own problems. But let me remind you that these Indians are wards of yours. By treaty you promised them protection and a livelihood in return for the land that was once their heritage.

I was present at nearly all places in the north when the treaties were signed. In many places it was my influence which resulted in the Indians signing these documents. I assured them repeatedly that whatever the government commissioners promised in the name of the Great White Mother and the Great White Father would be done. The Indians believed me. It has been a great personal disappointment to see my word broken by the thoughtlessness of a nation.

The treaty which the commissioners presented had been drawn up at Ottawa by men who had no knowledge of conditions in the north. Terms were too vague to satisfy the Indians who were afraid they would be placed on small reserves as the prairie Indians had been. They were bush Indians. They faced different problems.

The average Canadian believes that Canada has been generous in her treatment of native peoples. It is true that the plains Indians in many districts are economically secure with prosperous ranches and farms. It is equally true that the Indians of the northwest are dying of starvation and disease.

The government has made an attempt to keep the definite terms of the treaty which sets out regular annual payments and gifts. There are Indian agencies, there is the annual five-dollar treaty payment. But the indefinite clauses of the treaties and the promises have not been kept.

Some money is spent for medical services and education. Largely at the suggestion of myself preserves have been set aside where only Indians may hunt. Trapping and hunting regulations have been established to conserve game. Restrictions have been placed upon the activities of white trappers and the number of licenses issued to them.

In the year 1935-36, latest period of which figures are available, the department of Indian Affairs spent $137,085 on the Indians in the Northwest Territories. In that year the number of treaty Indians was estimated at 3,854. These figures represent about $35 apportioned for each treaty Indian, or about $175 for each family of five, the average family among these people.

Of this total, administration charges were $27,-812, education claimed $37,694, medical services took $45,566 and direct aid to destitute Indians amounted to $26,011.

By treaty the government agreed to educate the Indians. They do this by giving grants to the churches to aid them to maintain schools. But the churches have had to build the schools at their own expense, while elsewhere in the Dominion palatial structures are built out of government funds.

Few Doctors and Hospitals

There are 11 schools in the Territories. Five of these are day schools. Six are residential schools. The Anglican church operates five of these, the Roman Catholic church has six. And despite much criticism levelled at residential schools by parsons making short visits to the north, they are the only way in which satisfactory work can be done with these children. Much of the agitation for day schools originates with white men who want educational facilities for their own children. These facilities should be provided by the Northwest Territories department which receives all revenues from hunting and trapping licenses, and royalties from furs and minerals.

For those who still criticize at long range I suggest a year's residence in the north. Let them visit the camps. Let them travel the 100 miles that usually separate villages. Let them make these journeys behind a dog team when the temperature ranges between 40 and 60 below zero. Then their opinions will be of some value.

Children from the residential schools are usually healthier than the average Indian child. They have received proper food, medical attention and lessons in hygiene and cleanliness. The boys have learned how to use tools. They are equipped to do business with white men on their own footing. The girls learn to cook, sew and look after a home. Most of these boys and girls grow into successful men and women. As in any other case, some of them do not.

More important than education, however, is health. Good health is the Indians's fundamental requirement. A sick man cannot run a trapline, hunt or stand for hours fishing through a hole in the ice. Yet in 1935-36 the Dominion government spent only $45,566 in bringing medical aid to nearly 4,000 of the unhealthiest people in Canada, living in an area covering more than 1,000,000 square miles.

There are, in all, only six medical men to attend to patients spread over at least 1,000,000 square miles.

In this same area are five hospitals, four of them maintained by the Roman Catholic church; the fifth operated by the Anglican church. Even under ideal conditions it would be impossible for so few doctors with these hospitalization facilities to properly handle sickness.

When Indians become sick they huddle together in their little huts. Communicable diseases—measles, typhoid, whooping cough, influenza and worse—assume epidemic proportions whenever they appear.

Coal $120 a Ton

Let me tell you of the Caribou Eaters at Stony Rapids, at the east end of Lake Athabasca. Measles broke out in their camp last December. There was no way to take the news to medical authorities. Those who were well were hard pressed to feed and care for the sick.

Measles may be a minor disease in your community. Among the Indians it is serious. When one of our priests arrived at the village, 12 had died, six of whom were mothers. Nine more Indians died within a few days. There were only three mothers left in the camp. The priest had to cut fuel, fish through the ice for food, and nurse these poor people. The settlement had no meat or flour. Except for a few half-rotten fish caught the previous fall and intended for dog food, there were no supplies but those provided by the priest.

A messenger was finally sent for aid, and for five days the priest travelled among the camps. When the doctor arrived from Chipewyan, 200 miles away, the worst was over and 26 had died. Now there is the problem of providing for the orphans left by those six mothers. But the government will not give us money for rebuilding

(Continued on page 22)

Mother Edwardine's Way

Ethel King

It was with difficulty that the girls ceased their excited chatter as they filed into the big assembly hall a St. Prudentia's College one mellow September morning, the re-opening day of the fall term. The students were eager to see their recently appointed college head. What would this new Mother — sent on from a Western branch — be like, they wondered. Rumors of her talents, her capabilities, her charm had sped over the campus long before her arrival. Now she had come!

"They say she's terribly young — only thirty-eight." Elizabeth MacDonald, a blonde senior, whispered her news in a sophisticated fashion.

"I don't call thirty-eight young! That's older than my mother!" softly retorted a boyish looking sophomore, Henrietta Stevenson.

"You're such a child!" the older girl said patronizingly as they separated to slip quietly into their assigned places in the great room.

Every eye was on Mother Edwardine as she rose to greet her new charges. She was a tall woman with a pale, beautiful, ageless face. Her initial speech was as brief as it was gracious. A great many words were often useless, she implied, and promises and resolutions frequently in-operative. They must see what they could accomplish, she and the girls before her. The students were the college. They could make it what they wished and she would do her best to be of help.

"Isn't she wonderful!" buzzed on all sides the moment the girls were out on the grounds and again free to talk.

"No harping on rules! No preaching! She treats us like women! Like human beings!" The senior class president, serious-eyed Genevieve Whiteside, was enraptured.

"And did you notice that she called us, 'Staff?' " insisted a little round sophomore, Catherine Connorton.

Millicent Des Raismes, a dark girl quite sure of herself, spoke up, "I heard she was on a newspaper before she made her novitiate. That's why she has these expressions."

As the girls settled down into the regular routine of college life, they grew more accustomed to dignified, human Mother Edwardine who seemed to give them so much freedom and yet hold securely to her end of the rope of authority.

One day in early October, Genevieve Whiteside rushed up to a group on the dormitory steps. "What do you think?" she panted. "The Kennerley house is rented! And it's going to be a beauty shop!"

The Kennerley house was the first house just beyond the college grounds. It had once been a trim, fair-sized dwelling of Colonial type, but no one had lived in it for years, and it had grown dusty and shabby. The collegians watched curiously as the house was being hastily renovated. It would be very convenient to have a beauty shop near by, so that one would not be compelled to go all the way downtown when she wanted a 'permanent' or some other aid. The college was on the edge of a suburb.

Painters, decorators, scrubbert, cleaners, succeeded one another swiftly, and a fresh looking house emerged from their efforts. A neat sign proclaimed that the Kennerly House Beauty Shop was ready for business.

Millicent Des Raismes boldly decided to be the first customer. She was to pour tea at the junior party that afternoon, and a session in the chemical labratory had left her hands in what she considered an unpresentable state.

When she entered the new shop, Millicent drew in a quick breath of pleasure. A small room off the former dining room of the Kennerley house decorated in blue and buff, was the beauty salon. The proprietor, Miss Haladane, a youngish woman in a light blue linen smock, was somehow unlike any other beautician Millicent had ever met. When she asked for a manicure, this young woman seated her at a small table, rubbed and cleaned away the stains from her nails and fingers, trimmed the nails and polished them slightly. Then she said quietly, "You could have done this yourself. Why don't you attend to your own nails?"

Millicent mumbled, "Well, I do — usually. But it's easier to get them done."

Miss Haladane smiled, and rose, the manicure apparently over.

"Aren't you going to tint my nails?" Millicent asked, her dark eyes questioning.

"No." Miss Haladane was gently positive. "Neither paint nor a high lacquer are suitable on finger nails. The nails have their own lovely finish. Why try to improve on it?" She picked up a sea shell that lay nearby on the window sill, and pointing to the delicate rosy glow of the inner part of the shell, said, "Nature does not go in for hard, bright, gaudy polishes."

At lunch time the girls could not get enough of Millicent's talk about her visit to the new beauty shop and its unusual proprietor. In the first free afternoon period, Elizabeth MacDonald, the fair-haired senior, hastened over to the shop. She yearned to impress Miss Haladane, and as she pulled the hairpins out of her blonde locks, she demanded, "I want a haircut, a St. Joan of Arc bob, you know."

"Have you heard voices? Are you going to do a man's work?" Miss Haladane queried blandly.

You could not get angry with Miss Haladane; there was nothing sarcastic about her. She was just like one of your own family. Elizabeth laughed a little sheepishly.

"No," she said, "no. . . ."

"It wasn't for beauty's sake that St. Joan cut her tresses. Thrown in with rough soldiers she made herself as charmless as possible. You don't need to do that. Of course if you want it, I will cut your hair, but it is much more becoming to you in that soft little bun at the nape of your neck — as you had it dressed when you came in here."

And in the end, Elizabeth decided to keep her long hair.

But a few hours later Henrietta Stevenson tramped into the general sitting room of the recreational hall (where girls from all the classes were gathered before the evening meal), her brown hair as closely cropped as her brother's might have been.

"Well, for goodness' sakes, what have you been doing with yourself? You look great!" some one

called out.

"Just been over to Miss Haladane's. Her expert shears did this," Henrietta explained gleefully, and she ran a hand over her neat head.

"But....I thought she didn't believe in short hair! She wouldn't cut mine!" gasped Elizabeth MacDonald.

"She said I was the boyish type and it was all right for me. I wanted it left a little longer and curled or waved, but Miss Haladane showed me that fluff didn't harmonize with my make-up. She asked me whether I'd be a poor imitation of some pretty girl or just myself. Of course when she put it that way, it didn't take me long to make up my mind. And, oh, what a relief it is, being just myself and not trying to look pretty!"

The beauty shop soon became a busy place, with the girls running in and out of it all the time. Of course one reason for this popularity was its low prices. If you had a shampoo there, Miss Haladane would show you how you could speedily wash and dry your hair yourself in the future. And then, too, she had so little to sell. As one startled young customer expressed it, — "All she believes in is soap and water, and a little powder, and some cold cream to guard against the weather!"

"She wouldn't pluck my eyebrows," Millicent Des Raismes announced after a visit. "Told me that it gave the face a mask-like expression. I bounced out of the shop and was going to have them done downtown, but finally I began to suspect she might be right!" And the girl gave a side-long glance in a mirror at her shaded dark brown eyes.

One evening Catherine Connorton had an experience to relate when the girls were at table. "You know I have a date tonight. I'm going downtown to a night club with Margretta Broadford and her brother, and they're to bring another boy friend along for me. Well, I ran over to Miss Haladane's and I explained all this to her and I begged her to make me up, lip-stick, rouge and everything. I told her I wanted to have a good time, be attractive and she said...." Catherine paused to swallow her tea.

"What did she say?" the girl across the table asked impatiently.

"She said," Catherine continued, somewhat awed, "that wanting to attract attention wasn't a high aim, it was not worhy of a college woman. I remember her very words. 'Your friends will introduce you to others they know, and you should win these new ones by your wit and your intelligent conversation, — not by smearing your face with a vivid makeup which would bring on you the attention of strangers and can't tell what nuisances and trouble-makers, even dangerous ones, there may be.' "

The girls listened wide-eyed. They had not thought of that before.

"Isn't Miss Haladane the queerest one?" a girl murmured. "And she pretty nearly always hits the nail on the head!"

Genevieve Whiteside, the senior class president, made a discovery too. She told her group about it one evening in her room. "You know how Miss Haladane is forever after us to do our own manicuring and our own hairdressing, and so on. I complained, when I went over to the shop the other day, that it would take too much of our time. And what do you suppose she came back with?"

"What?" rose a fervid chorus.

"She told me to observe the nuns. They have neither time nor inclination to waste on beautifying, and yet look at them. And I did just as she said, I looked at them, really looked at them.... and they're exquisite!"

Perhaps it was because this new beauty shop saved the girls from frittering away their precious moments, or perhaps it was due to Mother Edwardine's suave management, but it seemed to all concerned that never before had the college run as smoothly nor so happily.

The students were forever consulting Miss Haladane on something or other. She would counsel one girl to see the gym instructor about the type of athletics that would be best for her. Another she would send to the college doctor for advice on dieting. For another she would recommend dental work. Yet in spite of all this gratuitous help, the shop flourished. Miss Haladane had to take on two part-time assistants, girls who were working their way through college. Many of the students sought Miss Haladane's ideas on the colors they should wear, the clothes they should buy, and similar matters. When she announced that a friend of hers would open a dress shop there beside her in the Kennerley house, the campus received the news with acclaim.

A group of twittering girls poured in to this new shop, formerly the Kennerley living room, on its first day. In this calm room, blue and white like the rest of the house, stood the modiste, Miss Rutledge. No one could quite make out how anyone in as plain a mid-blue serge dress could look as distinguished as did this slim young woman. Displayed about the place were lovely clothes. No skimpy, freakish fashions. It was clear that the college girl could here be outfitted reasonably in a beautiful, practical way. The shop was a success from the very start. Clothes could be bought ready-made, or the girls could choose their own patterns, pick out their materials, and then Miss Rutledge would help them make them up right in the shop without any extra charge. Another service was the semi-made garment. A girl could get, for example, a suit cut to her measure and with the difficult seams sewed and pressed. All she had to do was to take it away to her room and finish it in her odd moments.

Miss Rutledge was as remarkable as Miss Haladane in spreading the tenets of good taste. She taught the girls that an evening gown could be lovely without being daring, that sports clothes did not need to be of burry texture nor vulgar design, and that price often has little to do with the grace and wearableness of a frock. She took on several of the needy students as helpers.

Word of these two shops got abroad beyond the college grounds. When bargain-hunting ladies from the outside world appeared at their doors, Miss Haladane and Miss Rutledge gently repelled their custom.

Now that grooming and dressing were expedited, the girls found themselves with more free time. A vogue for novel reading sprang up among them. The latest books, good and not so good, passed from hand to hand. Mother Edwardine went her even way, neither criticizing nor forbidding. But presently a new development took place in the surprising Kennerley house. A friend of Miss Haladane and of Miss Rutledge, as delightful and unique as they were, appeared on the scene to open a book shop in the old house. Miss Templeton, small and vivacious, located her book shop and lending library in a wing on the left side of the house. Here one could buy new or second-hand books, or dispose of college text books no longer needed. In the lending library was the most fascinating collection of books — old cook books, books about music, source books of history, of costume design....And the modern volumes were a picked lot of the best in fiction and fact. Magazines and newspapers from all over the world were

attractively displayed.

"It makes you feel as though you had travelled," Catherine Connorton marveled, reluctantly putting down an Irish poetry monthly she had been reading, and starting off for a college session.

Henrietta Stevenson, entering as the other girl was leaving, confided to her, "After browsing around in this place for a while, you get kind of ashamed of some of the other trash we used to read!"

This book nook became a meeting place for the literary-minded among the students, and few there were who lacked bookish tendencies now. The lively little Miss Templeton had some way of snaring writers of note to her shop and getting them to give delightful talks on a number of topics. Reverend Mother congratulated the student editors on the excellence of their college paper. Much of the copy for this same paper was thought out and discussed in the mind-waking atmosphere of the book shop in the Kennerley house.

As Thanksgiving approached young heads filled with thoughts of festivity. Genevieve Whiteside rhymed their feelings thus:—"All work and no whirl, makes Jill a dull girl." Some of the students were invited out to the nightclubs downtown. One evening Millicent Des Raismes returned so late from a dance (due to an accident to her escort's machine) that the dormitory matron reported her and she had to appear the next day before Mother Edwardine.

Millicent was miserable as she told her classmates about this interview. "I explained as well as I could, and she didn't say anything — just looked at me with those terribly honest eyes of hers. Then she nodded and let me go. I don't know what'll happen to me!"

However nothing happened to Millicent, but something bewildering happened, yes,— in the Kennerley house. A night club opened there! Miss Haladane, Miss Rutledge, and Miss Templeton were the proprietors, and they produced a fourth wonder-woman friend, Miss Truesdale, the hostess. The dress shop and the beauty salon were moved upstairs, and the whole lower floor, except the book shop, was given over to dining and dancing. No new decorating was done here for the clean blue and white background was suitable for any kind of a room. The excellent dance orchestra was composed of stndents from St. Justinian's College, situated about twenty miles distant; the young men who played earned their tuition this way. Only soft drinks were served, and the refreshments were simple and inexpensive, but unusual — cakes, sandwiches, salad, tid-bits made from recipes from far countries. No waiters nor waitresses were required; the guests helped themselves, — cafeteria fashion. The preparation and cooking of the food was done by those college girls who had to make some money, and who during the evening would doff their aprons and come in and join the guests.

How the college girls and their boy friends swarmed into this handy night club, open three nights a week,—and at night only and not on into the early hours of the morning. Everyone took the hostess to heart. She was a fine looking young woman, usually dressed in a creamy velvet gown. The professionals she had in showed how beautiful present day dancing can be. Then sometimes they would give exhibitions of graceful old-fashioned dances, and occasionally Miss Truesdale would get everyone up to join in a rollicking folk dance, or to romp through a square dance much as their grand parents might have done. She introduced amateur nights, when young singers and dancers, musicians and poets proved what they could do.

A place like this simply had to be raved over, and folks beyond the college walls heard of it. But when these older people pushed in, tired business men and their wives and woman friends with faces hardened by make-up and bodies unbeautifully arrayed, they found so much youth and joy and spiritual modernity, that they were discouraged and left the place to the golden girls and boys for whom it was intended.

After an especially delightful evening at the Friendship House, as the night club was called, Genevieve Whiteside was constrained to speak out what everyone was thinking. "Isn't it about time," she said, "that we thanked Mother Edwardine for what she has done for us—for the grand old Kennerley house and all it contains? — for of course she was the one who brought Miss Haladane and the others here."

So then and there it was agreed upon that Genevieve, as the senior president, and a delegation, should call upon Mother Edwardine the next day and convey to her the appreciation of the college student body.

Mother Edwardine must have learned of this intended visit somehow, for when the girls entered her office, there, lined about her, were four smiling ladies: Miss Haladane, Miss Rutledge, Miss Templeton, and Miss Truesdale. Genevieve began her speech firmly, but before long her feelings won, and forgetting her rehearsed fine phrases, she blurted out her gratitude.

Reverend Mother waved her expressive hand toward the four ladies.

"Thank these friends of mine," she said.

Lively little Miss Templeton laughed, "We all needed jobs," she told the girls.

"And they had ideas, and I invited them up here to try them out."

And while Genevieve and the other girls were clamoring about how effectively these ideas had worked out, and while the idea-ladies were heartily voicing their own pleasure at the way they had been received, Mother Edwardine said:

"Now if we only had a theatre and a screen house where we could put on the kind of plays and pictures we wanted...."

———o———

ABOUT POPES

DID **YOU KNOW—**

— that the first thirty popes with a single exception were martyrs?

— that there was a Leo the Great, a Gregory the Great and a Nicholas the Great?

— that Pope Stephen's reign was the shortest papal reign in history? He was on Peter's throne only three days.

— that Pope Adrian IV (1154—59) was the only English pope.

— that there were eight popes who reigned less than a month?

— that the most common name of the popes was John? There were 23 Johns, 16 Gregories, 14 Benedicts, 13 Innocents, 5 Nicholas, 5 Pauls.

— that there was only one Peter, one Linus, one Cletus, one Evaristus, one Hyginus, one Valentine, one Constatine, one Agatho.

— that 107 of the 266 popes were born in Rome?

— that six popes were of German origin?

— that four popes abdicated?

Father Wakefield's Choice

A Gripping Story
Told by a White Father

THE Bishop made up his mind when he signed the report on his Vicariate which his Secretary, Father Wakefield, had prepared for Rome. The attentive reading of the long document had tired his brain and his hand trembled as he wrote his name. He realised that his seventy years had rendered him incapable of writing anything as efficient as this paper and still less capable of directing the multitudinous works of which it treated. "It is high time," he mused, "to place the reins of government in younger hands. What better hands than those lean, strong ones of Father Wakefield?"

For five years this clever, sensitive priest of thirty-five had been the Bishop's right-hand man. He was now the light of his eyes and the strength of his old age. The elder man had trained the younger for this day, he had watched and tested him while he taught him the "ars artium" of government. In a week, when Father Wakefield returned from his too short holiday, he would send a covering letter to Rome with this Report, recommending that his Secretary should be appointed his Co-adjutor with right of succession.

At that very moment, Father Wakefield, blissfully ignorant of his Bishop's intention, was in a native boat on one of the mountain lakes in the Western Province of Uganda. The natives sang to the rhythm of the oars while the priest was lost in rapture at the beauty of the scene. The gleaming waters frolicked in the sun, and in the surety of their protection from the high hills around them, ran with delight up and down the shores of the several little islands that stood in their way. Passing through a narrow channel, the priest saw in the distance, rising high above the waters, a larger island covered with an exquisite coat of green, and he directed the "boys" to take him there.

He was met with violent protests but, not understanding the dialect, he took them for manifestations of laziness. He insisted and the boys obeyed in sullen silence.

When the boat touched land the "boys" jumped out and pushed it ashore, but they themselves leaped quickly back into the boat and rowed some fifty yards away, where they sat, watching. Puzzled, but now assured that they were not making off without him, Father Wakefield decided to bathe and in a few moments was ready to plunge into the water when an excited voice hailed him.

"Sebo! Sebo! No good wash 'ere."

Turning, the priest saw a native running towards him.

"Not bathe?" he asked. "Why on earth not?"

"Not good water, velly bad, lepersi!"

"LEPERS? Here? Surely not?"

"Come, you see!" beckoned the native.

Father Wakefield, unable to doubt the sincerity of that insistent voice, dressed quickly and followed the man round a rock. Then he stopped dead and shuddered from head to foot.

"Good God, what an escape!" he thought. Lepers both men and women, things of horror in a setting of natural glory, were washing themselves in the lake. Instinctively, he turned hurriedly and called out to the boys in the boat to draw in. They obeyed with alacrity, but suddenly ashamed, the priest ordered them to wait.

"Go away! Go away! 'ere no good," called out loudly the man who had warned him not to bathe. The Englishman, however, was already walking quickly up the hillside.

In one of several mud huts at the top of the hill he found a dozen men and women lying on the ground. A dreadful stench took his breath away, and even as he entered the hut one man removed a filthy bit of rag from a woman's hand and one of her fingers fell to the ground. Father Wakefield went outside and vomited violently. An overwhelming desire to get away from this pestilential stink and sight of rotting flesh took possession of him and he ran headlong down the hill. As he ran a little child cried out after him, "Jangu! Jangu! (Come! Come!)" The priest stopped in his flight and turned back.

He spent the whole day visiting that island and a plan formed in his methodic brain. Lepers from all over the country could be gathered here. There must be a first class hospital, with a doctor and resident nurses. A regular service must be organized to bring food, clothing and medical necessities from the Mainland. The Government would help.

But who would take charge of all this? He looked around him at those living bodies filled with the corruption of the grave and again that fearful nausea seized him. This time, however, he walked slowly and deliberately towards his boat. The lepers called out after him, "Weraba! Goodbye!" and he saw a young man weeping.

Father Wakefield went over to him saying, "Do not cry, I shall come back; you will be taken care of." But, as he spoke, his own heart cried out in terror, "Why did you say that? You know you can never come here again."

Then, as though he had read the white man's thoughts, the weeping boy answered, "They never come back,' and he turned sadly away.

As he bathed that night, Father Wakefield caught himself scrutinising his flesh with anxiety. "Sheer mad panic," he thought. A moment later, however, he was scrubbing his pure white skin fiercely. "For God's sake," he said aloud, "take hold of yourself!" Then, as he wiped his hands, his excited imagination saw a woman's finger in the towel. He could not sleep at all that night.

During his meditation at dawn next morning, he decided to bring his holiday to an end. He went to the Capital and made calls on various Government officials, including the P.M.O. When, two days later, he reached the Bishop's house he was assured of every possible help from the Government to establish a Leper Colony on what he already termed "his" island.

The Bishop greeted him with delight but said, "God bless my soul, Father. How naughty of you! You needed a very long holiday and you have curtailed a very short one."

"I could not stay away, my lord." The priest's voice was not as steady as he wished, "there is something I must talk to you about."

"Yes, of course, presently," answered the shrewd old Bishop who missed nothing of his Secretary's agitation. He touched a sheaf of papers. "This report of yours does you great credit, Father. Here is a draft of my covering letter. As my Co-adjutor you will now escape the reproach of youthfulness and be quite ready to take my place when God calls me."

Father Wakefield stared at him with haggard eyes from a chalk-white face.

"There," exclaimed his Bishop, "it is a shock to you. But there is no reason for alarm; everybody expects it. Take the paper away. Think it over. Do not refuse the burden, for heavy burden it is to be a Bishop on the Missions."

Father Wakefield answered nothing. He went to his own poor little room and there he passed through the crisis of his life. He saw himself as Vicar Apostolic, respected, honored, sought after. He could put into execution his own many ideas for the good of this people and this country. His energy and large views would find full scope in a great work realised on a large scale. How happy he would be! There was no thought of human glory here, but there was glory, all the same, and joy. The glory and the joy of perfect service. There was the prospect of the full exercise of all his faculties, of body and soul given up without hindrance to the salvation of this poor people.

Then he saw again a boy's leprous hand wiping away tears from leprous eyes. He heard himself saying, "I will come back," and he heard the boy's unutterably sad reply, "They never come back."

He sat looking at the papers in front of him but saw only rotten flesh, filthy human habitations, stinking rags on stinking bodies, lepers dying and lepers polluting the sweet waters of the beautiful lake, lepers with no one to serve them.

"I could not SEND anybody to the horror of that living death," he thought, "but someone has to go! If I were there myself I could ask others to come, and they would come. There is no other way." A great shudder again shook him and he prayed, "Father, if it be possible, let this chalice pass from me!" He had to choose. A Bishop's Mitre or a leper's sores. To be honoured or to be shunned. To have thousands crowding around him, struggling to kiss his ring, or to have all men shrink from him; a thing "Unclean! Unclean!"

He took into both hands his large table crucifix and as he looked upon the Christ, there came into his mind the words, "Having joy set before Him He chose the shame."

He rose and went slowly into the little chapel that was lit dimly by the Sanctuary lamp.

An hour later he knocked at the Bishop's door.

"Well, Father, it is all right, is it not? . . . . God bless my soul, you look all shaken up . . . surely . . .?"

"My lord, you know I seek only to please you. I am deeply touched by your most kind offer . . . but . . . but I cannot accept it."

The Bishop looked grieved. "Father, I have set my heart on this," he replied.

"But I, my lord, I have a greater ambition."

"A greater ambition?"

"A few days ago I visited, quite by chance, an island infested with lepers. There is no one to care for them. Someone must go to organise the place. A doctor, nurses, a hospital, a church, clothing, food—everything has to be found. I think I might do it."

"No! No! No! We need you here. We shall send someone else. It means . . . have you realised what it means?"

"Living there for ever? Quite. I saw the lepers . . . I saw a woman's finger drop off. Whom could we SEND to that? If I go others will come. Give me the honour. I promised to go back and a boy answered, 'They never come back!'"

Accustomed to read men's souls, the Bishop saw that Father Wakefield had to go or be forever ashamed. The Saint in the Bishop also saw that of two great alternatives this truly great priest had chosen the nobler. Slowly he removed his spectacles, placed his elbows on the table and put the tips of his fingers into his sunken eyes. Father Wakefield quietly left the room.

* * * *

A month later a native boat again touched the leper island and two figures stepped ashore. Not a leaf stirred and in a moment even the ripples caused by the moving boat had died away. It seemed as though the earth stood silent and respectful before a perfect human deed.

The younger of the two men knelt on the sand, while the other, removing his hat, revealed a crown of silver hair and as he raised his hand in blessing a golden cross hanging from his breast caught the reflection of the dying sun. The kneeling priest took hold of the hand and reverently lifted it to his lips, but the old Bishop holding him firmly raised the priest to his feet and, still grasping him tightly, he himself sunk to his knees and kissed the feet of Father Wakefield.

With a sob the latter broke away and with long determined strides began to climb the hill. The Bishop returned to the boat and was rapidly rowed away. Presently he stopped the rowers and stood bareheaded gazing at the Island. The priest was silhouetted on the crest of the hill against the blood-like background of the sun. Both raised a hand in farewell and both in perfect understanding made the Sign of the Cross.

———o———

All Furriners are Crazy

THE easy camaraderie of the smoking car had brought them into conversation. They had their feet hoisted up comfortably on the black leather seat opposite them, and were passing deep judgment on the news, in the way that strangers will. The large man with the florid face was studying the foreign dispatches.

"Well, I see where the Japanese have just taken Ching Ting," he said.

"Ching Ting!" echoed the small man with the long, narrow face. "Gosh, what a name! Ching Ting!"

The small man was vastly amused. He laughed through a puff of cigar smoke at the funny ways of the heathen Chinee, who would give a town a ridiculous name like Ching Ting. The large man, who enjoyed getting laughs, went on to give him further entertainment.

"Oh, they got some hot ones over there, all right," he chuckled, "It says here that after taking Sui and Chang Yang, they took Lolo-Chow and advanced on Chefoo-Lo. The story comes via Hsingking. Say, doesn't that give you that Hsingking feeling?"

The small man slapped his legs and laughed some more. He was a most appreciative audience.

"Why," the large man went on, encouraged by this added success, "Here's a place near Peiping called Kuku Khoto. Get a load o' that! Kuku Khoto!"

His small companion was fairly beside himself

(Continued on page 23)

Canada's Blackest Spot

(Continued from page 16)

or enlarging our schools. The result is that these orphans are adopted by other tribesmen whose only interest is to collect additional treaty money for these children.

The Indians of the Northwest are the most wretched people in Canada. Taking carefully compiled figures for 12 months during 1935-36 (an exceptionally good year), it is estimated that the per capita income of these Indians was $110. This sum includes money earned as a result of trapping and hunting. Compared with them the most miserable relief recipient elsewhere in Canada lives like a king. In all cities families on relief receive food, clothing, shelter, medical, ambulance and hospital services, full educational facilities and the use of all public utilities.

Bear in mind that these Indians are the original owners of the land that denies them a living. Bear in mind, too, that the purchasing power of the dollar in the northwest is ofen only a fifth of the dollar's purchasing power in the south. On the Arctic coast we pay $120 a ton for coal for our missions. Canadians in cities and towns buy this same grade of coal for from four dollars to $10 a ton. Freight rates to Aklavik are $110 a ton. From Edmonton to Fort McMurray, 300 miles, freight rates average about $1.50 per 100 pounds.

Coal might be emeralds as far as the Indians are concerned—they never have it. But they need flour, sugar, rice, lard, oatmeal, tea, tobacco and ammunition. It costs four dollars to ship 100 pounds of flour from Fort McMurray to Fort Simpson; five dollars to Fort Norman; $8.50 to Cameron Bay. Add to that the rate from Edmonon and you have a pound of flour worth as much as 25 cents. Traders and transportation companies have been criticized. But most of them operate on a slim margin. Remember that a trader extends credit for a whole year to his Indian customers. If anything happens to an Indian before he has discharged his obligations, the trader has no means of collecting the debt.

The past winter has been one of the worst in the history of the north. The Indians have actually been starving. One unfortunate was an old man from the Liard country. Found near death, he was rushed by an aeroplane pilot to hospital at Simpson. But he was too far gone. He died shortly after being admitted to the hospital.

Fur is scarce and getting scarcer. And the Indian cannot turn to agriculture because the land is unsuited to it. He cannot work in the mines because he is not fitted to any kind of labor where sustained effort is required. He must depend on fishing, trapping and hunting for his living. There are no soup kitchens, no relief camps, no bread lines, "work-with-wages" plans or old age pensions for Indians.

Picture what happens to an Indian family 100 miles away from an agency, police post or mission when the fish supply fails—when there are no foxes, caribou or moose. You have a picture of death by starvation—stark, unpleasant.

How many Canadians distinguish between Indians and halfbreeds? Halfbreeds are the unfortunate children of two races. Bullied and cheated, they occupy a cruel position. They are not classed as Indians; they are not white men. All too often they rank as nonentities.

When the treaty commissioners went north they were accompanied by a "scrip commissioner" who was to deal with the halfbreeds. He offered these unfortunates a choice between "cash script" or "land script" in return for their signing away forever their heritage in the north. The cash script, valued at $240, could only be used in pay dues to the government. It was not a straight cash payment. The land scrip gave any halfbreed the right to choose 240 acres of land and secure registered title to his choice.

Most halfbreeds chose the land. They were flattered by the offer that acceptance of scrip gave them the status of white men. They could vote at elections. They could buy all the whiskey they wanted. Like children they traded their northland resources for a handful of acres that were soon taken away from them by white sharpers.

Few of these natives had ever seen a dollar bill. One of my missionaries told me of a halfbreed who traded a large catch of fish for one of those colorful tags sewn on a pair of overalls. Men like him sold their land to business sharks for from $35 to $50. I have no certain knowedge of it, but it is related that some halfbreeds traded their scrip for a single bottle of cheap whiskey. And in many cases these white sharks ended the trading with a poker game. Nearly always the cash went back into the white man's pocket. The land scrip was later sold at rates from $1,000 to $3,000.

Eskimos are Vanishing

Canada's Eskimos will have practically vanished before two more generations have passed.

According to government figures, there are 4,670 Eskimos living in the Canadian Arctic. All are legal citizens of this country, subject to Dominion laws, liable for taxes, entitled to a claim on the public treasury. Yet they receive scanty attention from federal authorities.

Most seriously crippled are the Eskimos living in the central and eastern Arctic. In the Coronation Gulf district dwell the "White Eskimos", supposed to have been discovered in 1910. Actually Samuel Hearne, the explorer records having met them about 150 years ago. Some of these people bear marks of white ancestry. They are believed by some to be descendants of white men lost in the search for the Northwest Passage.

Contact with the white man has been disastrous to these natives. The very winter after the first white trappers and prospectors arrived at Coppermine, Father Fallaize, my coadjutor bishop, buried 30 Eskimos near the fort. Out of three families living in a group near another trading settlement, 10 persons died within one year. These people all died of diseases brought to them by the whites.

To-day more than half our Eskimos are affected with tuberculosis. Eye troubles are a major calamity among them. These people are practically out of reach of medical aid. From these Central Arctic dwellers have come tales of natives who amputated their own limbs when surgery was necessary from frostbite. Their nearest doctor is at Cameron Bay, 150 miles from Coppermine. This country is the most desolate in the world. From Coppermine to Fort Smith the nearest point at which they can receive hospitalization is about 750 miles.

Stories of old Eskimos who left their tribes and wandered away to starve rather than burden their relatives are true. It is impossible in this hard-bitten country to carry along the mouth which has no hands to help fill the stew pot.

I would not be ready to advise the possibility of maintaining a hospital in the Barren Lands in the Central Arctic where communications are more uncertain than in any place. In the meantime, one or two doctors could be associated with the police posts with one or two rooms of the post

made available for treatments. The travelling doctor would leave staple supplies of necessary medicine with traders, missionaries and police together with instructions as to the proper use might also help in solving the problem. Experience would teach what would be the best to do afterward.

Canada has a just debt to pay her northern natives. It is well to remember that the most solemn promises were made to the Northwest Indians. "So long as the grass grows and the waters run and the sun shines", ran the treaty terms, the Indians were to have undisputed rights to earn their living by hunting, trapping and fishing. They were to be protected from white competition.

And from a purely materialistic side, if white trappers are not controlled it will be only a short time until there is no wild life for either white or native trapper. Here is a case recorded at Chesterfield: In the winter of 1931-32 two white trappers in this area pelted 475 foxes. The average native catch was 10. This explains what has happened to the game.

The administration of Indian and Eskimo affairs in the north should be remodelled to suit existing conditions. It should be under a highly competent district superintendent who should have wide powers and a free hand, guided only by general policies outlined at Ottawa. Increased medical services are a vital necessity. Trapping and hunting regulations that will fit the natives' scheme of things rather than the whites' are equally necessary. Education and relief facilities are important.

I do not suggest that the Indian and Eskimo should be civilized. Only yesterday, figuratively speaking, they were in the stone age. It will require decades before they are ready for the white man's civilization.

They should be encouraged to retain their old customs and dialects. They should be taught pride of race and history. Gently they should be encouraged to become self-supporting. If these things are done, then Canada will point with pride to her natives in the north. The debt of honor will have been paid.

It's a Querr World....

Opinion of a noted American sports writer regarding the Berlin Olympics: "The Canadian girls were the prettiest of the lot and the Germans were the best looking men."

* * *

There are 10,000 newspapers in Soviet Russia, with a total circulation of more than 37,000,000.

* * *

A French statistician reports that if all the world's wealth were divided evenly among the earth's inhabitants, we'd have about $1.91 each.

* * *

In the next billion years, the chances of one star colliding with another anywhere in the solar system are only 1 in 1,000,000.

* * *

'Way back in 680 B.C., the folks used to cut figure 8's on ice — only their skates were made out of animal bones.

* * *

Something to worry about: Horses have no eyebrows.

ALL FURRINERS ARE CRAZY

(Continued from page 21)

by now, so great was his merriment at this latest corker.

"For that matter," continued the large man, running wild now," the Chinks ain't got any monopoly on the dizzy names . . . Not by a long shot!" He scanned his paper with the zeal of a forty-niner. "Look, f'rinstance, here's a Japanese schooner from Ishimomaki wrecked in the straits of Shimonoseki. Try that on your zither!"

"Ishimomaki!" The small man cackled and tried it again. "Ishimomaki! heh-heh! What won't them Japs think of next?"

"And lemme tell you about one they got up in Siberia. I guess they must spend them long winters just thinking up dumb names like this one," exclaimed the large man eagerly as he found a humdinger, "Listen, it says 'Russian troops massing at Blagovyeshekschensk and Yekaterinosklava'."

The small man whistled in amazement and shook his head.

"Whew! I wouldn't even want to **try** that one!" he declared. "Gosh, you wonder who thought 'em up, don't you?" All at once he was mirthful again as memory stirred within him. "That reminds me! I noticed once on a map of Asia Minor up at the Baptist Church where there is a burg over there somewheres called 'Magnesia'."

"Magnesia?" It was the large man's turn to arch his eyebrows at the ludicrous antics of the foreigners. "Cripes! What a place that would be to hail from! 'Specially if your famiy name was Milk!"

The small man nearly split at the suggestion. "Yeah—The Milks of Magnesia!"

They had a long, hearty laugh over this. Then the large man noticed an item about those Russian explorers coming back to Archangel. "Boy, that must be a heavenly place," he remarked. The small man went into gales of uncontrolled laughter.

It was only natural that the large man should begin to wonder about his companion and decide that he would like to know more about him. He liked the fellow's keen sense of humor.

"By the way," he asked, "where did you say you were from?"

The small man had not said, but he was glad to do so. He favored the idea of further conversation with the large man, who seemed quite jolly and full of fun—grand sense of humor.

"Why," he revealed, "I'm from Osawatomie, Kansas."

"Osawatomie?" echoed the large man. He seemed delighted. "Why I've been through there! Great little place! I'm from Kalamazoo, myself."

"Kalamazoo? Say, I know some people there! The Martins—Pete Martin. Know him? Used to live in Oskaloosa, not far from Osawatomie."

The large man knew ol' Pete, all right, and what with one thing and another they were talking nineteen to the dozen by the time the train pulled into Woonsocket, South Dakota.

—Scott Corbett.

Neptune's dark room: Sunlight penetrates the ocean to a depth of only 4,000 feet or less than a **mile.**



THE CHEERFUL CHERUB

Lark and Spark,
We hit the Mark!

"Dear Editor," wrote the anxious correspondent, "I am in love with a very homely girl, while a very pretty girl with lots of money wants me to marry her. What shall I do?"
The Editor replied: "By all means marry the one you love, and send me the name and address of the other one."

* * *

"What does the bride think when she walks into the church?"
"Aisle, altar, hymn." ("I'll alter him.")

* * *

Old Lady (as husband fails to help her up the steps of railroad coach): "Henry, you ain't as gallant as when I was a gal."
Husband: "No, Lettie, and you ain't as buoyant as when I was a boy."

* * *

Two burglars had broken into a tailor's shop, and were busy sorting out some suits, when one of them saw one marked $75.
"Bert, look at the price of that one," he said. "Why, it's dahnright robbery, ain't it?"

* * *

An elderly gentleman who did not approve of ladies appearing in masculine attire attended a country show recently. He saw a young lady in shorts, with closely cropped hair, smoking a cigarette. He turned to the stranger near him and said: "Who is that boyish young lady over there?"
The stranger looked and said: "Oh, that is my daughter."
"Please, excuse me," said the gentleman, "I had no idea you were her father."
The stranger looked at him coldly, saying: "Neither am I. I'm her mother."

* * *

Wife: "Because of the way you spoke to her on the telephone this morning the cook has left."
Husband: "Gosh! I thought I was talking to you!"

For Life.

Visitor: "How do you manage to live during this depression?"
Farmer: "Well, last year we lived on faith, this year we live on hope and next year we plan to live on charity."

* * *

A near-sighted woman and her husband were inspecting an art exhibit with critical care.
"That's the ugliest portrait I have ever seen," the woman said, trying for a better view of the abomination.
"Come away, dear," said the husband. "You're standing in front of the mirror."

* * *

The Nerve

Specialist: "You are suffering from nervous exhaustion. I can cure you for the small sum of $2,000."
Patient: "And will my nerve be as good as yours then?"

———o———

Figs and Thistles

"Which weeds are the easiest to kill?" asked the young Vermonter of Farmer Sassfrass, as he watched the good man at work.
"Widow's weeds," replied the farmer. "You have only to say, 'wilt thou?' and they wilt."

* * *

While You Wait

Diner: "Is it customary to tip the waiter in this restauront?"
Waiter: "Why—ah—yes, sir."
Diner: "Then hand me a tip. I've waited three quarters of an hour for that steak I ordered."

Missionary Assoc. of Mary Immaculate

No. 1--Object of the Association

The purpose of the Association is to assist the Oblate-Missions in pagan countries, and to help support those institutions, in which young men are being trained as missionaries.

No. 2--Membership

Membership is effected by being inscribed in the Register of the Association and by fulfilling the following conditions:

(1) to recite three Hail Marys once a day for the missions;
(2) to give a monthly alms (5 cts) for the work of the Oblate missions and vocations.

No. 3--Indulgences and Privileges

Plenary Indulgences may be gained: (1) On the day of reception; (2) on every first Friday of the month; (3) on the following feasts: Pentecost, Purification, Anunciation, Assumption, Nativity and Immaculate Conception, St. Joseph and the Patronage of St. at the hour of death (under the Joseph, Sts. Peter and Paul; (4) usual conditions).

Partial indulgences of 300 days once a day for every act of charity done in favor of the Oblate missions; 300 days each time an Associate enrolls a new member. (Important for Promoters).

Privileges

Every day one Holy Mass for all members, living and dead; in addition, two Holy Masses are said daily in Rome for all members, two Holy Masses are said each month for the Promoters, living and dead. All members have a share, both in life and after death, in all the blessings of more than 2,000 Holy Masses, of all the prayers and good works of the Oblates throughout the whole world.

Important Notice: Deceased Relatives and Friends may be enrolled in the Register of Benefactors of the Association by making an annual offering in their name. (Perpetual Registration, $5.00) . This will secure for them a remembrance in the prayers and Holy Masses of the Oblates of Mary Immaculate.

Address all communications to The Rev. Director of the Missionary Association of Mary Immaculate.



We
Instantly
Truck-
Transfer
All
Loads
TRUCK SERVICE
Phone 22980